

# Die Zukunft

Herausgeber:

**Maximilian Harden.**

## Inhalt:

	Seite
Orient und Occident . . . . .	155
Sollen wir Hautschou aufgeben? Vom Grafen Ernst zu Reventlow . . .	171
Der gesunde Menschenverstand. Von Erich Mühsam . . . . .	180
Katolsk Kranke Von Paul Wiegler . . . . .	184
Selbstkranke. Von Hans, Basel, Elsa Helm . . . . .	189
Der Binosfuß. Von Labon . . . . .	194

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

**Max Ulrich & Co.,**

Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 875 Direktion.

.. 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

.. 7914

.. 7915

.. 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegrämme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-  
schlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**SCHWARZBURG**

Beste Pension \* \* \* \*  
Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad \*  
Bürgerliche Preise \* \*

**Weisser Hirsch**

Inseraten-  
annahme für  
„Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

**EMIL JACOBY**  
Herz-Schuhe



Frankfurt  
Leipzig

Friedrich-  
Strasse 70

Leipzig Nr. 120  
Schillstrasse 11

**Mädler's Patent-Koffer**

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit  
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

**Moritz Mädler**

Leipzig  
Petersstr. 8

Berlin  
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg  
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.  
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz MÄDLER, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 3. August 1907.

## Orient und Occident.

Provinz Tschosen.

Zwei Schnecken, eine rothe und eine blaue, bilden mit ihren Mänteln das Wappen von Korea. Als der Japaner von Europäerhochmuth noch monkey und Makake genannt und wie ein gelber, menschenähnlicher Affe behandelt wurde, wies er mit spitzer Pfote schon auf die sechzehn Streifen, die von dem rothen Ball auf seiner Kriegsflagge ausgehen, und sprach, wenn er des Hörers sicher war, grinsend: „Der Sonnenstrahl läuft schneller als die Schnecke.“ Ist schneller gelaufen. Im Jahr 1852, als in Korea die französischen Missionare, die auf dem Landweg in die Halbinsel eingedrungen waren und ein paar Gemeinden gegründet hatten, sich gegen den wachsenden Christenhaß waffnen mußten, gab der amerikanische Kommodore Perry den Fremden die Möglichkeit, in Japan Handel zu treiben. Sieben Jahre danach entstand an der Bucht von Tokio die Europäerkolonie Yokohama. 1868: Aufstand und Kampf gegen das Shogunat. 1872: erste Eisenbahn (Tokio-Yokohama). 1875: auf heimischer Werft gleitet das erste Dampfschiff vom Stapel. 1890: Eröffnung des ersten japanischen Parlaments. 1899: Anerkennung des Fremdenrechtes zu freiem Handel im alten Jipangu. In diesen vierzig Jahren war die Schnecke nicht vorwärts gekommen. Vergebens hatte 1866 ein französisches, 1871 ein amerikanisches Geschwader versucht, das Land der Morgenstille dem Verkehr zu öffnen; es blieb gesperrt, ungestlich und mußte, wie seit einem Vierteljahrtausend, aus seinen winzigen Einkünften dem Mandshukaiser noch Tribut zahlen. Die Japaner hatten die breite Zunge, die sich zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meer aus Ostiens Schlund vorstreckt, an sich gerissen, das Land aber, der Noth gehorchend, wieder geräumt und 1876

seine Unabhängigkeit in einem Vertrag anerkannt, der ihnen drei Häfen öffnete und das Recht gab, im koreanischen Gebiet Konsuln zu ernennen. Langsam folgten den gelben die weißen Pioniere; ums Jahr 1890 durften die Fremden sich in Tschimulpo, Fu-san und Wön-san niederlassen. Vorher war in Söul, der Hauptstadt, zwischen den Anhängern Chinas und Japans zu Straßenkämpfen gekommen, deren Folge ein neues Aufflackern des Fremdenhasses war. China und Japan: von anderer Seite schien der Morgenstille Störung nicht zu drohen. Da fing man, noch unter Alexander dem Zweiten, in Rußland zu merken an, daß Bladivostok die Herrschaft über Ostasien nicht völlig sichere. Die Seefestung hieß zwar die Königin des Ostens; doch ihr Kronrecht war allzu eng begrenzt. Kein eisfreier Hafen; und mit dem Reichscentrum nur durch einen Schienenstrang von gefährlicher Länge zu verbinden. Wenn man die Liau-Halbinsel oder gar Fu-san haben könnte! Ueber Korea ließen die Japaner, die den Russen Sachalin abgetreten hatten, aber nicht mit sich reden. Sie sollten den Westen nebst der Insel Quelpart bekommen, wenn sie dem Zarenreich den Osten einräumten. Dieses Kondominium behagte ihnen nicht. Um die Russen abzuschrecken, bestritten sie plötzlich laut Chinas Oberhoheitrecht auf Korea, ließen, ohne Kriegserklärung, ein chinesisches Schiff durch einen Torpedo zerstören und ruhten nicht, bis sie, nach sechs Monaten, Port Arthur und Wei-Hai-Wei besetzt und den Sohn des Himmels niedergerungen hatten. Im Frieden von Schimonoseki wird, am siebenzehnten April 1895, die Unabhängigkeit Koreas von beiden Mächten feierlich anerkannt. Diese Unabhängigkeit ist, wie die noch wichtigere Sicherheit der chinesischen Hauptstadt, gefährdet, wenn die Japaner Liautung behalten: so sprechen die Vertreter Rußlands, Frankreichs und Deutschlands; und zwingen Japan, seine Truppen vom Liau zurückzuziehen. In Wittes Auftrag geht Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, nach Paris und schließt die Anleihe ab, deren Ertrag China zur Rückzahlung der Kriegskosten braucht. Im November 1895 erhält Japan dreißig Millionen Taels und räumt Liautung den Chinesen.

Ist wenigstens Korea nun dem Mikado sicher? Im nächsten Lenz, als Nikolai Alexandrowitsch die Mühe des Monomachos aus dem Köpfchen setzen will, sind Li-Hung-Tschang und Marschall Yamagata in Rußland. Der Chinese wird gut, der Japaner schlecht behandelt (ganz wie bei uns). Li-Hung-Tschang schließt mit Lobanow einen Vertrag, der den Russen erlaubt, im Kriegsfall Port Arthur und die Bucht von Kiautschou als Flottenstützpunkte zu benutzen. Und giebt Witte, dem noch allmächtigen Finanzminister, väterlichweise Lehre. „Baut Eure Bahn nur bis Bladivostok und hütet Euch, in den Süden zu

gehen; sonst bekommt Ihr mit den Japanern zu thun, die (wir haben's erfahren) höchst gefährliche Kerle sind. Wir machen Euch jede mögliche Konzeßion. Ihr dürft den Eisenstrang von Nertschinsk direkt über Tschifalik nach Wladiwostok legen. Dann ist er um fast sechshundert Kilometer kürzer als nach Eurcr Trace. Da Ihr den Bahnbesitz sichern müßt, erlauben wir auch, daß Ihr auf den Stationen Fußvölk und Reiter einquartirt. Mehr können wir nicht thun. Nur: wagt nicht, bis Schengking oder gar noch weiter südwärts vorzudringen! Diesen Rath gebe ich Dir, Sergej Juliewitsch, als meinem jüngsten Freund nicht nur in unserem Interesse (wir wollen uns lieber mit Euch als mit Japan abfinden), sondern aus Sorge um Eure Zukunft." Yamagata wird kaum beachtet. Beim Empfang fragt ihn der Zar, ob er sich in der Uniform nicht beengt fühle; und verlegt mit dieser Frage, die an die Behaglichkeit des Kimono erinnern soll, den Asiatenstolz. Inzwischen war in Korea unruhig geworden. Die Japaner hatten sich mit ihrer Reformarbeit so breit gemacht, daß die Koreaner (die größer, schwerfälliger, den Nordchinesen ähnlicher sind) sie als den Todfeind ihres Schneckenhausfriedens haßten und der Ming-Partei zujauchzten, die, unter der Leitung der Königin, den Versuch machte, das Japanerjoch abzuschütteln. Einen fruchtlosen Versuch: am achten Oktober wurde die Königin von japanischen Verschwörern an den Haaren aus ihrem Zimmer geschleift und grausam gemordet. Seitdem war der schwache König bis zur Willenlosigkeit eingeschüchtert und unterschrieb blind, was der Tenno ihm vorlegen ließ. Im Gehäus aber wüthete der Haß gegen das Reich des Sonnenaufganges weiter. Korea wollte seine Morgenruhe bewahren; wollte die Sonne nicht noch höher steigen sehen. Hatte Rußlands Stunde geschlagen? Da unten war am Ende ein einträgliches Protektorat zu fischen. Am zehnten Februar 1896 landeten zweihundert russische Seesoldaten in Tschimulpo, marschiren nach Söul und besetzen nachts Rußlands Gesandtschaftshaus. Das bewirkt einen Putsch, der die japanischen Palastwächter beschäftigt: und König Li-Hsi hat Zeit, sich unter den Schutz der Russen zu flüchten. Eine politische Komödie beginnt. Der gekrönte Schützling des Zaren unterzeichnet Erlasse, deren einziger Zweck ist, die vom Mikado ihm abgepreßten Verordnungen wieder aufzuheben. Korea ist selig: die Japaner haben es von den Chinesen, die Russen von den Japanern befreit. Protektorat? Der alte Li-Hung-Tschang hat nicht zu tauben Ohren gesprochen; so schmackhaft der Kuchen scheint: den Japanern möchte man sich deshalb doch nicht verfeinden. Fürst Lobanow bittet Yamagata zu sich, stellt ihm vor, wie stark Rußland in Söul geworden ist, und empfiehlt eine Sozietät, deren Bedingungen am vorletzten Sunitag unterzeichnet werden. Noch einmal wird die Unabhängigkeit der Halb-

insel anerkannt. Für ihre Ruhe werden beide Mächte gemeinsam sorgen. Eisenbahnbauten und andere Modernisierungsarbeiten werden unter Beide vertheilt. Weder Rußland noch Japan darf in Korea künftig mehr als tausend Soldaten haben. Die gegen den Schutz der Kolonie und ihrer Gesandtschaft. Also doch ein Kondominium. Freilich nicht das 1894 von den Russen erstrebt; immerhin ein dem gelben Volk recht unbequemes. Wozu, fragten großend in den japanischen Straßen die Hemin, wozu hat die Nation die Last des Krieges gegen China auf sich genommen, da ihr nun nicht einmal Korea gehört? Mit den Chinesen war leichter fertig zu werden als mit den Russen.

Viel leichter: bald sollte auch der Mikado es merken. Das ostasiatische Schicksalsjahr 1897 brach an. Die petersburger Kamarilla, die leise schon daron arbeitete, den kleinen Miko von dem lästigen Vormund Sergej Julitsch zu trennen, ließ den alten Li einen guten Mann sein und rieth, am Gelben Meer einen (zunächst noch nicht plumpen) Vorstoß zu wagen. Einer russischen Militärmission, gegen deren Anwesenheit in Söul Japan protestirt, folgt der (noch unberühmte) Herr Alexejew, der als Agent Rußlands den König berathen soll. Die Männer von Nippon wüthen; müssen einstweilen aber weiter nordwärts blicken. Am fünfzehnten November 1897 befehlen deutsche Marine-truppen Kiautschou. Im Dezember wird von Peking aus den Russen gestattet, sich für den Winter in Port Arthur häußlich niederzulassen. Am sechsten März 1898 wird Deutschlands, am fünfzehnten März Rußlands, am vierten April Englands, am elften April Frankreichs Pachtvertrag mit China perfekt. Jeder bekommt einen Bissen (die Vereinigten Staaten sind klug genug, keinen zu wollen); nur Japan geht leer aus. Jetzt kann Rußland, das auf der Liau-Halbinsel sicher zu sitzen glaubt, dem Mikado eine Genugthuung geben. Wer Port Arthur hat, braucht nicht hastig nach Korea zu greifen. Das entgeht ihm auf die Dauer ja doch nicht. Reculer pour mieux sauter: die Moskowiter habens stets besser verstanden als Richelieus Landeute. Die Barone Nishi und Rosen unterhandeln und sind nach einem Weilschen über eine Konvention einig, die das Kaiserreich Korea (Li-Hsi hat im Oktober 1897 den Namen geändert und sich zum Kaiser von Taikwan ernannt) für unantastbar erklärt. Rußland zieht seine Militärmission zurück, schickt Zewgenij Swanowitsch Alexejew von Söul nach Port Arthur und verpflichtet sich, jede Einmischung in die koreanischen Verhältnisse fortan zu meiden. Die selbe Pflicht nimmt Japan auf sich; ist aber entschlossen, sie nicht zu erfüllen. Die unbequeme zweijährige Episode ist ja abgethan, Rußland in Söul durch seinen Rückzug arg blamirt und für die Japaner die Bahn frei. Sie überschwemmen das Land der Morgenstille

und nisten sich überall ein, wo eine Gewinnmöglichkeit winkt. Sie kaufen den Amerikanern die Eisenbahnstrecke Söul-Tschimulpo ab und legen einen Strang nach Su-san. In der Hauptstadt halten sie sich selbst Soldaten und Polizei, organisiren einen eigenen Post-, Telegraphen- und Telephondienst und zeigen, in ihrer japanischen City, den trägen Koreanern, was bei rationaler Wirthschaft aus dem Land werden könnte, das einst, unter der Wang-Dynastie, Herz und Hirn Ostasiens war. Zeigen ihnen allzu deutlich aber auch, wie gering sie die Zaulenzer schätzen. Wer dem Eroberer nicht gehorcht, handelt Ohrfeigen ein; und dem Japaner, der einen koreanischen Mann prügelt, ausbeutet, schindet, darf kein Haar gekrümmt werden. „Wir haben den Sohn des Himmels besiegt und den Weißen Zaren zum Rückzug gezwungen: da muß dieses Gefindel uns doch wohl ohne Gemurr pariren!“ Japan fühlte sich als Herrn, war aber noch nicht und durfte schon deshalb die Koreaner nicht reizen. Die versuchten noch einmal nun, des Zoches ledig zu werden. Der Kaiser bat die Großmächte, die Halbinsel, die eines Tages sonst zum Zankapfel zwischen zwei starken Staaten werden könne, für neutrales Gebiet zu erklären. Japan lehnte das Gesuch natürlich ab. Auffälliger war, daß auch Rußland die Zustimmung versagte. Die Expansion nach Korea war also nicht aufgegeben: nur aufgeschoben. Der Boyerkrieg bot die Gelegenheit, russische Garnisonen in die Mandschurei zu legen. Darüber durfte Niemand staunen; ohne gesicherte Etappenstraße war der Vormarsch bis an den Aufstandsherd ja nicht möglich. In Tokio verstand man die Absicht; wußte man nun, daß Korea erst in einem neuen Krieg, einem gegen Rußland zu führenden, erobert werden müsse. Die Mandschurei galt als verloren. Wurde nicht früh vorgebeugt, dann holten die weißen Teufel auch noch das Morgenland. Die Japaner froren in ihrer Einsamkeit. Am dreißigsten Januar 1902 wurde der anglo-japanische Vertrag geschlossen. Dieses Datum wird nicht vergessen werden. Zum ersten Male hatten Weiße sich gegen Weiße Selben verbündet. Die Vorbereitung zum Kriege gegen Rußland hatte in zwei Erdtheilen begonnen.

Der Hauptgegenstand dieses Krieges war Korea. Mit dem Verlust der Mandschurei hätte Groß und Klein in Japan sich abgefunden. Hatte es schon; ließ die Zeitungen Tag vor Tag zetern und dachte: Aus China weichen die Moskowiter nicht mehr. Aber Korea muß im Lichtkreis der sechzehn Strahlen bleiben. Und der Kurzsichtigste merkt jetzt doch, daß Rußland die Halbinsel für sich will. Wollte es? Witte (mit dem Kuropatkin und Lamsdorff gingen) kam gegen Plehwe nicht mehr auf. Wenn er an Li-Hung-Tschangs Warnwort erinnerte, rümpfte Wjatscheslaw Konstantinowitsch die Nase. „Soll ein Chinese uns etwa lehren, wo Rußlands Zukunft ist?“ Wenn Witte sagte, die mili-

tärische Besetzung der Mandchurei sei unnützlich, Port Arthur für das Zarenreich auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete im Kronrath Plehwe, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse weiterstreiten, weil er neidischen Blicken sonst furchtsam scheine. Wenn Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zuzuweisen, die auch das Heikelste rasch und ohne Lärm erledigen würden, schrieb Plehwe mit rothem Kopf: „Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkünste, ist Rußland geworden, was es ist!“ Diese Sprache gefiel dem schüchternen Nikolai, der längst unter Wittes herrischem Wesen litt. Endlich Einer, der dem allgewaltigen Zarenjprossen furchtlos entgegentrat! Für das Uebrige sorgten die Bezobrazow, Alerejew & Co. Darf man die Hoffnung der Russen, die sich in der Mandchurei angesiedelt haben, so schmäzlich enttäuschen? Dumm genug, daß wir nicht 1896 schon, als der König bei unserem Gesandten Schutz gesucht hatte, Korea unter den Fittich des Palaeologaars nahmen. Worauf wollen wir nun noch warten? Mit dem Yalu als strategischer Grenze ist nichts anzufangen. Wir brauchen mindestens den Norden der Halbinsel; und einen festen Riegel haben wir vor unserem Haus erst, wenn des Zaren Macht bis an die Koreastraße reicht. So sprechen die Soldaten. Die Kolonisten werden so dicht beim Sonnenbanner nicht heimlich, des Lebens nicht froh. Und die hitzigste Treiberei kommt aus der Schaar der Lieferanten und Spekulanten. In der Mandchurei und in Liautung waren Riesensummen verdient worden. Port Arthur europäisirt und befestigt, Dalny gebaut, in Nord und Süd Städte erweitert und Stationen angelegt. Der Import von Maschinen, Bahn- und Baumaterial aller Art brachte ungeheure Profite. Man konnte Gesellschaften gründen, neue Papiere emittiren und, mit der Hilfe gefälliger Tshinowniks, den Staat an allen Ecken und Enden betrügen. Doch der Segen ließ allmählich schon nach. Die nöthigen Maschinen, Wagons, Lokomotiven, Schienen waren geliefert, die Stationen gebaut. Noch wurde verdient; aber der Goldstrom fing zu versickern an. Wenn der Gossudar seinem Weltreich Korea angliedert, kehren uns die paktolischen Tage noch einmal zurück. In dem rückständigen Kaiserreich Laikwan wäre viel zu thun. Ist Eisen, Kohle, Kupfer, Bauholz, sogar Silber und Gold zu finden. Die transmandschurische Bahn müßte man in einem Südstrang sofort bis nach Su-san verlängern. Neue Hafenanlagen wären nöthig. Die koreanischen Städte müßten für moderne Menschen bewohnbar gemacht werden. Ein Heidengeld wäre da unten noch zu verdienen. War die petersburger Kamarilla an dem Geschäft direkt oder nur mittelbar theilhaftig? In der Yaluwald-Gesellschaft hatte sie Sitz und Stimme. Die Konzession dieser Gesellschaft



war 1896, als König Li-Hsi bei Rußlands Gesandten hauste, erworben, sechs Jahre lang aber kaum ausgenützt worden. Als Kurapatkin in Japan gewesen, Alexejew zum Statthalter im Fernen Osten ernannt und Mukden wieder von russischen Truppen besetzt war, glaubte man, das Geschäft riskiren zu können. Die Gesellschaft, der ein Günstling präsidirte, ließ an der Yalumündung das linke Ufer abholzen und ihre Arbeiter von einer Kosakensotnie schützen. Auf koreanischem Boden! Ungefähr so hatte es in der Mandschurei ja auch angefangen. Das war zu viel. War der bündige Beweis, daß die Varentage nach Korea langte. Die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Kaiserreiches war immer wieder proklamirt worden. Jetzt wollte es Rußland. Schon kommt über New York die Meldung, daß drei sibirische Jüsilierregimenter von Port Arthur nach dem Yalu marschiren. In Tokio ist das Parlament aufgelöst worden, weil es das Ministerium in schroffen Sätzen sträflicher Verschümmel auf dem Gebiet internationaler Politik geziehen hat. Einstimmig aber fordern, in Volksversammlungen und in der Presse, alle Parteien, die Regierung solle den russischen Umtrieben ein rasches Ende bereiten. Beim Neujahrsempfang der Diplomaten sagt Nikolai, er sei überzeugt, daß im Fernen Osten Friede bleiben werde. Drei Wochen danach wird die russische Flotte von den Japanern überfallen und Schiffsgeschütze erklären dem Herrn aller Rußen den Krieg.

Korea hat keine Wahl. Auf Nyamas Befehl wird die Halbinsel von japanischen Truppen besetzt und der Kaiser gezwungen, mit dem Lenno ein Bündniß zu schließen. (Diese Majestät, die Chinesische, Russische, Japanische unterschreiben muß und nie des Herzens Wunsch folgen darf, wäre ein Treßsen für einen Swift oder Laboulaye.) Heimlich schicken die Russophilen aus Söul die Botschaft nach Petersburg: „Wir können nicht anders; ginge es nach unserem Willen, dann söchte Koreas Jugend unter Euren Fahnen!“ Sehr schlau, denkt der Palastklingel; die Russen müssen ja siegen und haben statt der Leistung nun wenigstens das Bekenntniß guten Willens. Sie siegen nicht. Wider die Erwartung der Sachverständigsten; trotzdem Witte selbst, der ungnädig entlassen ist und dem Militärtschin seines Vaterlandes einen Denkjettel wünscht, das Wort Skobelevs wiederholt: „Schon die Zahl unserer Mützen schlägt sie!“ Der Große, hatte fast Jeder gewähnt, wird über Kurz oder Lang mit dem Kleinen fertig. Wer hier groß, wer klein zu nennen sei, ward nicht bedacht. Zwischen dem Kriegsschauplatz und der russischen Basis liegen neuntausend Kilometer und für den Nachschub von Menschen und Geräth ist nur ein Eisenstrang zur Verfügung. Japan kämpft in bekanntem Gelände und steht, ein Volk von fünfzig Millionen in der Einheit des Glaubens und Willens erwachsener Menschen,

seit Jahr und Tag zum Sprung bereit. Vom Yalu geht an den Liau, den Hun, den Scha; von Port Arthur nach Portsmouth. Vorher schon muß der Kaiser von Korea seinen Namen wieder unter einen neuen Vertrag setzen. Sich verpflichten, alle ihm von Japan empfohlenen Männer im Diplomatendienst und in der Finanzverwaltung anzustellen und ohne ihren Rath keinen irgendwie wichtigen Schritt zu thun. Endlich ist's erreicht; ist die Beute heimgebracht, nach der die Wikinger von Nippon seit Jahrhunderten getrachtet hatten. Annexion? Unnöthig; macht auch zu viel Lärm. Ein japanischer Prokonsul, der prunklos in Söul thron't, findet wohl stillere Mittel zur Eroberung der Halbinsel, die in der Sprache des Mikadolandes Tschosen heißt. Vor dem Krieg hatte die konservative Partei in Tokio gefordert, Rußland müsse ein Stück des aus der Chinesenmasse erworbenen Gebietes abtreten und „alle auf Korea und in der Mandschurei streitigen Fragen so ordnen, daß dauernder Friede gesichert sei“. Mehr, als dieses Ultimatum heißte, war nun gewonnen: Korea noch nicht *de iure*, doch *de facto* zur japanischen Provinz (oder Kolonie) geworden. Was Li-Hung Tschang neun Jahre vorher prophezeit hatte, war nun Ereigniß. „Die Südbahn würdet Ihr nur für die Japaner bauen. Kwangtung könnt Ihr nicht halten und Korea ist für Euch noch weniger als für uns zu haben. Was also wollt Ihr am Gelben Meer? Wenn Ihr klug seid, geht Ihr nicht über die geweihten Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus.“ Der Statthalter von Tschili kannte die Nachbarn genau und wußte jeden nach seinem Werth einzuschätzen.

Der Mann, der in Shimonoseki mit ihm verhandelt hatte, herrscht seit zwei Jahren nun in Söul: Hirobumi Ito. Japans stärkster Staatsmann. Der kennt die Welt; hat Europa bereist, war (mit Swakura Tomomi, dem Besieger des Shogunates) in Amerika und wird von seinem Kaiser stets auf den Platz gestellt, der die feinste Hirnarbeit verlangt. Als Graf hat er seinen Landesleuten Formosa und die Fischeninseln erworben und den Weg nach Korea geöffnet. Li und Ito: zwei Männer von Genierang saßen in Shimonoseki am Konferenztisch; auf die Waffengänge dieser Meister zurückzublicken, ist heute noch ein Genuß (den Jeder sich durch die Lecture der History of the Peace Negotiations between China and Japan verschaffen kann). Damals hat Ito, dem Li schließlich das chinesische Ministerpräsidium anbot, die schwerste Diplomatenprobe bestanden. Jetzt soll er, als Marquis, das Können des Organisations noch einmal bewähren. Er hat Japan das passende Kleid gewirkt und findet gewiß auch das Staatsgewand, das dem Leib Koreas wie angewachsen sitzt. Skrupel plagen ihn nicht. Mit härterer Hand ward kaum irgendwo jemals ein Land erobert. Der Statthalter des Tenno's muß wissen, was auf

der Halbinsel geschieht. Koreaner, die verdächtig (nicht etwa überführt) waren, vom Bahnmateriale ein Eisenstück gestohlen zu haben, wurden, ohne Verhör und Richterspruch, an ein rasch gezimmertes Kreuz gehetzt und dienten japanischen Schützen als Zielscheibe. Andere saulten am Galgen, weil sie einem Festungswerk zu nah gekommen waren. Ist so blind wüthende Grausamkeit unentbehrlich? Dem nur, der die Unterworfenen zur Verzweiflung treiben und ihren Aufstandsversuch dann mit Feuer und Schwert niederzwingen will. Ito, der sechsundsechzigjährige Samurai, der Sohn kriegerischen Adels, verachtet das Volk, das nie für seine Freiheit zu sechten gewagt, immer auf fremde Hilfe gehofft hat und, wenn die Hoffnung enttäuscht war, geduldig in neue Knechtschaft gekrochen ist. Soll das Reich des Sonnenaufganges an die Erziehung dieser trägen Tagediebe Jahrzehnte vergeuden? Rein. Was hier wimmelt, taugt nur zum Helotendienst; muß die Faust des Herrn über sich fühlen. Wer murt, hat den Kopf verwirkt. Wer dem Wink stumm gehorcht, wird bald merken, wie gut die straffe Zucht dem Lande bekommt. Kein weißer und erst recht kein gelber Stamm haßt den Japaner so wie das Volk von Korea: deshalb muß diesem Volk schnell das Rückgrat gebrochen, muß es behandelt werden wie in der wilden Jugend britischer Kolonialgeschichte die braune und die schwarze Menschheit. Europa und Amerika könnten diese Methode veraltet und anstößig finden? Thörliche Sorge. Alle europäischen Großmächte sind froh, wenn sie uns nicht zu stören brauchen. Die Vereinigten Staaten haben hundert Gründe, die Auseinandersetzung im Stillen Ozean nicht zu beschleunigen. Wählen wir nur unsere Stunde richtig, dann redet uns Niemand drein. Und die Stunde ward schlau gewählt. Der kalifornische Bluff, der die Gefahr eines Philippinenkrieges näher zeigte, als selbst Schwarzseher sie geglaubt hatten. Franko-japanische Verständigung. Präliminarvertrag mit Rußland. Nun rasch ein paar Gräueltbilder im Stil der ältesten Kakeemono. „Der Kaiser von Korea, der verpflichtet ist, vor jeder Verhandlung mit fremden Mächten Japans Rath einzuholen, hat sich erdreistet, hinter dem Rücken des Generalstatthalters Delegirte nach dem Haag zu schicken, die der Friedenskonferenz Koreas Glend schildern sollen.“ (Der Generalstatthalter hat die Genesid dieses Planes sicher gesehen, hätte ihn, da vom Haag nichts zu fürchten war, in ruhigeren Tagen höchstens spöttisch belächelt, erkannte jetzt in ihm aber den brauchbarsten Vorwand.) „Ein Mann, dem das einfachste Pflichtgefühl fehlt, ist unseres Vertrauens unwürdig und darf nicht länger die Krone tragen.“ Der Schattenkaiser betheuert, er habe von der Mission nichts gewußt, sein Name auf dem Kreditiv sei gefälscht und er an Fügsamkeit von keinem Menschenkind auf der bewohn-

ten Erde zu übertreffen. Einerlei. Er hat, seit er im Ruffenhaus Unterjchlupf suchte, die Japaner oft genug geärgert. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihn loszuwerden. Er muß dem Thron entsagen und den Palaß räumen, in dem nun sein Sohn Kaiser spielen darf. Der weiß, was die ungehorsame Majestät zu erwarten hat, und wird sich hüten, dem gebietenden Samurai je auch nur eine mürrische Miene zu zeigen. Daß sie sich auf die Depeschencensur verstehen, haben die Japaner nicht erst im mandschurischen Krieg bewiesen. Da der britische Bundesgenosse ihnen gern gefällig wäre, könnten sie den Drahtweg sperren oder dem Erdkreis melden, in Korea herrsche friedlichste Ruhe. Sie wollen's nicht. Lassen Alarmtelegramme durch; verfassen sie am Ende gar selbst. Straßenumruhen, Adelsverschwörung, Fremdenhaß, Währung im Meer. Wer dieser täglich erneuten Botschaft glaubt, muß annehmen, die Koreaner, die kein Uebel bisher mit Gewalt abzuwehren suchten, seien plötzlich zum trotzigsten Volk Ostasiens geworden. Und wird dann auch begreifen, daß Marquis Ito sich zu heftigerer Repression entschließen und der Suzerainmacht festere Grundlagen schaffen muß, als sein milder Sinn noch im Frühling für nöthig hielt.

Fuimus Troes: auch diese Ueberwundenen könnten so von sich sprechen; könnten, wie nach dem Fall der heiligen Feste Priams Volk, stöhnen: Una salus victis nullam sperare salutem! Das würde zu der besonderen Art ihres Wesens aber nicht stimmen. Die Koreaner sind nüchterne Leute; sie werden sich ducken und warten, bis besseres Wetter wird. Was vermöchten sie gegen Japan? Sehn gegen fünfzig Millionen? Mit einer verlotterten Miliz gegen das Heer, das über Leichenwälle hinweg jubelnd zum Sieg eilt? Mit stämmigen, schwer beweglichen Bauernjöhnen gegen die flinken Kerlschen, die den Feind anspringen, ihn würgen, mit flacher Hand ihm den Armbknochen brechen oder mit scharfer Krallen die Augen ausdrücken? Der Wohlstand der Halbinsel wird sich rasch heben, wenn erst ein paar Millionen Japaner eingewandert sind. Noch wird der fruchtbare Boden nach den ältesten Methoden bearbeitet. (Nur auf den Anbau des Ginseng, der sicherer als Brown-Sequards Spermin und andere Zauberjäfte die Genitalkraft wiederherstellen und stärken soll, ist eifriger Eifer verwandt worden.) Die Verwaltung war erbärmlich, die Beamten-schaft korrumpirt, der Reichshaushalt in ärgerer Unordnung als der türkische in den schlimmsten Zeiten. Kein Gedanke an Meliorationen, intensive Birtthchaft und verständigen Bergwerkebetrieb. Die Japaner werden Eisenbahnen bauen, die Gold- und Kupferminen modernisieren, den Viehbestand mehrten, den Ertrag der Reis-, Korn- und Bohnenernte steigern, Industriestätten schaffen und Lsho-sen verwalten wie eine andere Provinz des Strahlenteiches. Guter Bo-

den, Wasser, Eisen, Kohle und spottbillige Hände: da ist Etwas zu machen. Nur darf man nicht glauben, daß dieser Zuwachs die Japaner hindern wird, gierig über den Stillen Ozean hinzuspähen. Mit dem koreanischen Besitz haben sie längst gerechnet. Was von da morgen heimgebracht wird, ist nicht unerwarteter Gewinn; wird von der Massennoth so schnell aufgezehrt wie der Tropfen vom heißen Stein. Korea hielten sie schon am Tag von Schimonoseki für ein unentreibbares Erbstück; daß sie es nach zwölf ist weren Jahren nun wirklich errafft haben, giebt keinen Grund zu lautem Freudengetheil. Noch weniger einen zu banger Sorge; mit den Koreanern wird (so lange sich ihrem nicht Chinas Haß verbündet) Japan leicht fertig. Die pazifische Frage bleibt. Nordamerika will im Fernen Osten die Handelshegemonie erobern; von Manila aus seine Waaren nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelbahnverbindung mit Asien sichern. Will und muß leise eilen. Versäumt es die Zeit, dann schlängeln die Japaner sich auf die besten Plätze. Die sputen sich, weil sie wissen, welche Gefahr ihnen droht, wenn die Sternbannerflotte erstarbt und der Panamakanal geöffnet ist. Die japanische Uhr geht schnell. Der auf der Michigan-Universität zum Doktor beförderte Nationalökonom Heijiro Ono hat erzählt, in welchem Tempo die Industrialisierung Japans gelungen ist. Geh's so weiter, dann mögen zwei Erdtheile beben. Zwölfstündige Arbeitszeit für beide Geschlechter. Löhne, deren Angebot den weißen Lumpenproletarier noch frechster Hohn dünken würde. Und um diesen Preis so viele Hände, wie der größte Betrieb irgend braucht. Kein ernster Arbeiterschutz. Kein Gesetz, das die Industrie mit kostspieligen Pflichten belastet. Wer weiß, wie bald das Schneckenland die Rheinprovinz dieses Reiches unbegrenzter Ausbeutungsmöglichkeit wird? Noch hat Amerika es besser als unser Kontinent. „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Die Neue Welt hätte aber den härtesten Anprall auszuhalten. „Benutzt die Gegenwart mit Glück!“ Wenn die Selben thun, als sei Korea eine hemmende Kette an ihrem Bein, wollen sie Euch in Sicherheit lullen. Wenn sie gewiß sind, daß neben dem Pauper der Milliardär in der Massenkampffront stehen wird, werden sie das Wagniß eines Kampfes scheuen, der nicht gegen Slaven zu führen ist.

#### Gaudeamus?

Aus Korea kommen Hofanekdoten, die der Bürger an kühlen Hundstagen gern schlürft. Und auch Europa liefert Denen, die der Kurszettel nicht bekümmert, nur angenehme Mär. Ist's nicht nett, zu lesen, daß die Weltreflake der Gemeindefiskus den südfranzösischen Winzern zum Ausverkauf ihrer al-

ten und neuen Weinorräthe verholzen hat? Daß drei Generale der Republik, weil sie dem Geist und der Organisation des Heeres nicht mehr recht trauen, den Abschied erbeten haben und von den Berufenen Einer nur, General De Lacroix (der während des Marokkostreites im Berliner Schloß war und seitdem Frankreich Ostgrenze nicht mehr gefährdet findet), sich bereit erklärte, die Amtsbürde des Generalissimus auf sich zu nehmen? Daß im Haag, weil die Streuminen der Insulaner vorher unschädlich gemacht worden sind, kaum noch Ernstliches zu fürchten und der Zweck der langweiligen Arbeit nur ist, nach so geduldigem Harren dem Mob Etwas zu bieten? Daß in Südtirol österreichische Turner von Italienern geprügelt werden? Da wird die Historie vielleicht schon ein Bißchen ernsthafter. Vierzehn Tage nach dem Giapopeia von Desio. Nachdem Herr Tittoni den Oesterreichern und Ungarn seine Liebe so laut erklärt hat, daß Herr Prinetti, der vor ihm eintritt in der Consulta thronte, einem Interviewer betheuern mußte, auch er habe „mit der ganzen Kraft seines Geistes und Herzens“ (parbleu!) die Innigkeit der austro-italischen Freundschaft zu vertiefen gestrebt. Freiherr von Aehrenthal hatte bei Turin gelassen das große Wort von der unzerstörbaren, für alle Nothfälle gesicherten Einigkeit ausgesprochen. Vierzehn Tage: und auf das zärtliche Duett von Desio folgte die schrille Kagenmusik von Persen und Galliano. Schon glaubte Mancher, auch diese Verständigung sei sub auspiciis des Britenkönigs und seines gallischen Landpflegers gelungen. Vorher hatte die italienische Presse triumphirt: „Der Weg von Wien nach Rom führt nicht mehr über Berlin!“ Nachher wird in der offiziellen Note der dritte Bundesgenosse nicht erwähnt und der aus Bichons Küche gespeiste Temps sagt, Italien sei mit Frankreich intimer als je und habe sich gerade deshalb zu neuen accords mit Oesterreich entschlossen, die das beide Mächte einende Band noch fester knüpfen sollten: mais dans le but et avec la pensée de créer entre elles une parfaite cohésion afin de se protéger mutuellement contre le danger d'être entraînées un jour dans les hasards d'une politique mondiale actuellement conciliante, mais qui peut soudain revêtir un caractère plus aventureux. Auch ohne den Hinweis auf die Unruhe, die in der kritischen Zeit des Marokkajahres in Rom und Wien entstand, hätte Jeder gemerkt, daß der Satz den Deutschen Kaiser visitte (den die französischen Politiker also noch nicht für so unbedingt friedlich halten wie der General De Lacroix), Oesterreich, Italien, Frankreich? Sollen die Tage Kainigens wirklich schon wiederkehren? Dann wäre Frankreich freilich die Furcht los, im Fall eines britisch-deutschen Krieges die Zeche zahlen zu müssen. Dann könnte Clemenceau den Effectivbestand des Heeres ruhig für ein paar Monate

schwächen und die Generale Hagron, Michal und Mehinger sorgenlos scheiden sehen. Vier Großmächte würden dann ja dafür bürgen, daß die Republik nicht als Geißel behandelt werden kann... Gespenster. Wer solche Frontänderung plant, schlägt vorher nicht Lärm. Wenn ein Mann von der Klugheit Mehrenthals den Mund so voll nimmt, wie Agenois Erbe auf dem Rückweg von Desio that, hat er Gewichtiges nicht zu verbergen. Häuft er wohl nur die Kränze, um den Späherblick nichterkennen zu lassen, daß der Aufwand nutzlos verthan ward. Was offiziös als Inhalt des titonischen Wunschzettels angeführt wurde, könnte Oesterreich nicht gewähren: weder die Balkanstaatenbildung nach dem Bedürfnis der Rationalität noch die Verpflichtung, nach einem Besitzrechtswechsel auf dem Balkan den Machtbereich nicht auszudehnen. (Der Berliner Vertrag giebt der habsburgischen Monarchie das Recht, bis au delà de Mitrovitza vorzugehen; und der Minister, der dieses Recht für ein Phrasengemüse hingäbe, müßte des Hochverrathes angeklagt werden.) Wahrscheinlich sind in Desio nur Altigkeiten ausgetauscht, doch keine neuen accords besiegelt worden. Wir wollen hoffen; was da vereinbart sein könnte, müßte dem Beschlußglied einer Spirrkette ähneln. Der Ertrag von Persen und Galliano ist greifbarer; ist mehr als eitler Schein und frommer Wunsch. Die in Feiertagsstimmung totesagte Tredenta hat mit derben Stockhieben bewiesen, daß sie noch lebt. Oesterreich wird sich weder für einen makedonischen noch für albanischen Nationalstaat begeistern. Stalien den Blick nicht von der Ostküste der Adria wenden. Weil die Konfliktegefahr bleibt, muß auch der Dreibund noch fortvegetiren, in dessen Schatten die Gegner einander mit der Verbündeten ziemenden Innigkeit belauern können. Auch nach Desio dürfte ein Diplomat, der bis zur Grobheit deutliche Rede liebt, zu den Italienern sprechen: „Wenn Ihr die Geschäfte unserer Feinde besorgt, könnt Ihr erleben, daß ein österreichisches Armeecorps Eure Ausstellung eröffnet.“ Wo zwei Excellenzen die Köpfe zusammenstecken, ist die Freundestreue stets „über jeden Zweifel erhaben“. Nachher liest mans manchmal anders. Als der junge König Victor Emanuel den Deutschen Kaiser besucht und in seinem Trinkspruch den greisen Habsburg, Lothringer nicht erwähnt hatte, ward natürlich nicht der Rede werth. „Solcher frostigen Kurialien bedarf es zwischen uns nicht; Oesterreich gehört zu uns und wir gehören zu Oesterreich.“ Seyterfahren wir (weil Herr Brinetti den Grafen Soluchowsti grärgeret hat, dem in Rom noch ein dankbares Herz schlägt), daß der Kanzler des Deutschen Reiches damals die Aenderung des Textes, die er wünschte, bei der Firma Zanardelli-Brinetti nicht durchzusetzen vermochte. Der Dreibund war fester als je (wann war er's nicht?): nur durfte Franz Joseph nicht ge-

nannt werden. Ist auch Herr Littoni wieder Privatmann, dann hören wir vielleicht noch, warum in der aus Desio in alle Lüfte geschmetterten Fanfare kein Ton an das Deutsche Reich erinnert hat. Gewiß nicht, weil, wie in Paris und London gemunkelt wird, die beiden Minister nur die Möglichkeit besprochen hatten, ihren Ländern eine Mutualversicherung gegen plötzlich in Berlin auftauchende Pläne zu schaffen. Gewiß nicht; trotz dem Lob brillanter Sekundantenleistung und dem Tadel unliebsamer Option. Albanien und die Bezirke der Precedenta böten ein immerhin noch weniger gefährliches Gesprächsthema.

Alle anderen Mären klingen heller ins Ohr. Alle? Europa hat Ruhe; und Deutschland zur Freude noch ganz besonderen Grund. Der Kaiser hat den König von Dänemark besucht, wird in deutschen Gewässern nächstens den Zaren begrüßen und auf Wilhelmshöhe dann den König von England als Gast bei sich sehen. Wer noch von Isolirung spricht, ist ein Tropf. Alles muß sich nun wenden. Dänen, Russen, Briten; eben erst japanische Schiffe bei den Festen der Kieler Woche; der Sultan froh, den Trafikanten Gehim los zu sein; im Haag die Dornen weggeschnitten; Roosevelt und Eugenie; Eugen Etienne und der Tiefseeforscher von Monaco; und der Dreibund wieder fester als je. Damit läßt sich paradiren... Wir wollens lieber nicht thun. Der Kaiser wird, so darf Deutschland hoffen, kein Freudenfeuer befehlen. Nicht zum ersten Mal erlebt er solchen Sommer; hat glorreichere erlebt. Alle paar Wochen gabs solche Monarchenfeste; nach jedem las man, es habe das Ansehen des Reiches gemehrt; und das Ende war ein Unterbilanz. Daß fremde Fürsten den lebhaftesten, geistig beweglichsten, ins lauteste Gerede gezerrten Kronenträger von Zeit zu Zeit gern sehen, ist begreiflich. Daß Herr Iswolksij dem Goffudar empfiehlt, den abgefühlten amis et alliés eine Lektion zu geben, ist klug. Liefert uns aber keinen Anlaß zum Sabel. Freuen dürfte das Volk sich, wenn bei einer dieser Sommervisiten ein ihm nützlich Geschäft gemacht würde. Dem ist die Konjunktur aber nicht gerade günstig. Die Welt (was man, weiß erreichbar, erschließbar scheint, heute so nennt) ist weggegeben. Hütet Euch vor dem Wahn, da wieder Besucher kommen, sei alle Schuld der letzten Jahre getilgt und die Unbequemlichkeit unserer Lage von galliger Nörgelsucht geschildert worden. „Niemand bedroht uns.“ Sicher: Niemand. Und unternähme es Einer, so würde ein furchtloses Volk die Gefahr erwarten und der übermächtigen Koalition selbst nicht unwürdig weichen. Welcher nicht von Rausch oder Spukangst Geblendete hat denn behauptet, Deutschland solle zerstückt, aus dem Rang der Großmächte geworfen, in engere Grenzen gezwungen werden? Nur Narren und Memmen haben daran gedacht. Davor bewahrt keine Warnung. Ein Land, in dem Eisen wächst und das dennoch so wehrlos würde, hätte das Schicksal Koreas verdient.



Dem neuen Deutschland naht das Schwabenalter und statt der Kommerzbegeisterung taugt ihm stille Einkehr. Gut ist's ihm gegangen, so lange es kein Aergerniß gab, nicht (wie sein Studentendichter einst rief) die Nachbarn stußig machte. Fehler kamen auch damals vor; Menschenschwachheit kann sie niemals ganz vermeiden. Aber das Handeln war vorbedachte That, das Unterlassen von der Nothwendigkeit geboten. Kein Streben nach blendendem Glanz, keine Sucht, den Erdkreis zu überraschen, den gefährlichen Ruhm ungern geduldeter Arbitrien auf sich zu nehmen und die interessanteste Gegend des Globus zu sein. Die Gruppe, in der sich leidlich leben ließ, suchte man zu erhalten und zog den Fuß nie von einer Bülte, bevor er einer anderen sicher sein durfte. Ruß heute noch bewiesen werden, daß diese Regeln fast zwei Jahrzehnte lang außer Kraft gesetzt schienen? Seitdem ist's untüchtigeren Völkern besser gegangen als uns. Nicht ans Leben. „Sie müssen nicht glauben, daß man das gesündeste Reich Mitteleuropas von Dienstag auf Donnerstag ruiniren kann“, hat Bismarck gesagt. Die Zahl so Irregläubiger war zum Erstaunen groß. Wer von einer Bank oder Industriegesellschaft behauptet, sie sei nicht mehr, was sie war, den Leitern fehle stetiger Sinn und Schöpfervermögen, prophezeit ihr damit noch nicht den Bankerot. Braucht nur zu fürchten, sie werde bald überflügelt, in dem expansiven Drang, ohne dessen Befriedigung sie verzweigen müßte, von anderen Interessengemeinschaften gehemmt werden. So ist uns geschehen. Den Spott über die Papierhaufen der neusten und allerneusten Verträge hat der Grimm auf die Lippe gerufen. Wir hören ihn jetzt allzu oft; und wissen doch, daß diese Verträge nicht nur den Werth ihres Stempelpapieres haben und daß ein bewußter Wille sie, fast alle, diktiert hat: der, Deutschland nicht zum Ruhestörer werden zu lassen. Rußland und Frankreich, England und Japan, England und Frankreich, England und Rußland; daneben austro-russisches Balkanabkommen und Mittelmeerbund. Ein Welt syndikat, das deutscher Begehrlichkeit den Weg sperrt. Deutscher Begehrlichkeit! Was hat dieses mißtrauisch umlauerte Volk seit der Reichsgründung und den ersten Siedlungserfolgen denn an sich gerissen, an sich zu reißen auch nur ernstlich getrachtet? Etwas dem Sudan, Südafrika, Tunis, Madagaskar, den Philippinen, der Mandschurei, Bosnien, Tripolis oder Korea Ähnliches? Nicht einen fetten Bissen, den man ihm neiden könnte. Verba et voces: nur auf Wortschälle konnte das Mißtrauen sich stützen. Dennoch war's stark genug, den Bannkreis zu ziehen. Die Besucher, die jetzt kommen, brauchen die Künste der Geberdenspäher und Geschichtsträger nicht mehr. Sie bringen die Gewißheit mit, daß Deutschland von einer Weltmachtmehrung zwar träumen, in der gemeinen Wirklich-

keit sie aber für absehbare Zeit nicht wirken kann. Müssen wir da noch jauchzen und Pfänder der Liebe als Xenien anbieten? Nein: ruhig die Arbeit fortsetzen; fest und stolz bleiben; weder schmeicheln noch drohen; der Bärtlichkeit und dem groben Bluffversuch Stand halten; und warten. Gemeinsamer Haß ist kein haltbarer Kitt. Mancher Bund, den das Mißtrauen knüpfte, lockert sich sacht, wenn das Vertrauen zurückgekehrt ist. Warten, bis die durch Reibung entstandenen Feuerchen verflackert sind; bereit sein, wenn neue Aufgaben, neue Zwistmöglichkeiten die unnatürlich Gepaarten zu neuer Gruppierung drängen.

Ein jäher Entschluß, der zu hastiger That wird, kann auf Menschenalter hinaus Unheil wirken. Wer in D'Israeli's und Gladstones Regententagen den Briten, die den Mischling noch wie einen Ausföhligen meiden gesagt hätte, sie würden sich über ein Kleines den gelben Gnomen verbünden, wäre ausgelacht worden. Als Deutschland in das ostasiatische Marktgewimmel vorzudringen zu wollen schien, blieb keine Wahl: Nothwendigkeit gebot das widrige Bündniß. Rußland, die Vereinigten Staaten und das Deutsche Reich: diese Rivalität schreckte sogar den Leon. Die Gelben konnten Rußland schwächen, Frankreich fördern (also die dem indischen Bestiand zwiefach gefährliche Alliance lockern) und amerikanischer Großmannsucht im Ost wenigstens eine Schranke setzen. Sie haben's gethan. Großbritannien kann die Grenzregulirung mit Rußland beginnen, die den Schülern Palmerstons noch fast unmöglich schien; und hat auf dem Weg zu diesem Ziel keinen Mann verloren. Eduard wird sich auf Wilhelmshöhe als guten Onkel zeigen und mit keiner Stirnrugel mehr an die Tage des Familienhaders erinnern. Die Zerfetzung des Vertrages von Simonseski, die Sühnpachtung in Shantung, der Rachezug gegen Buddhas Legion: n und das Oberkommando im Boyerkrieg: ihm ist's vortreflich bekommen; hat ihm zum Primat in drei Erdtheilen verholfen. Die Fleischwunden, die vorher dem Selbstgefühl älterer Reiche geschlagen wurden, waren schnell vernarbt. Mit dem Alb der Teutonentyrannis, die ein Kreuzzug der Welt aufzwingen sollte, ängstet man noch heute erwachsene Völker. Mit traurigen Märchen. Weniger Wortputz, jeder Plan bis in die letzte Wirkungsmöglichkeit hinein vorbedacht: und wir brauchten uns jetzt nicht mit Besuchern zu brüsten, für die wir einst nur flüchtigen Gruß hatten. Noch vor zwei Lustren. Nicht nur für Ostasien war 1897 ein Schicksalsjahr; auch für die weiße Menschheit.

Wer sich selbst und Andre kennt,

Wird auch hier erkennen:

Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.



## Sollen wir Kiautschou aufgeben?

Bald sind es zehn Jahre, seit das Kiautschougebiet besetzt wurde. Daß die Erwerbung ein Fehler war, wird wohl heute von den Meisten gegeben. Seit dem Ausgang des russisch-japanischen Krieges gilt Kiautschou als ein militärisch verlorener Posten. Darüber brauche ich nichts zu sagen. Nur Eins möchte ich aus der Geschichte der Erwerbung hervorheben, weil es für die Frage, die uns hier beschäftigt, wichtig ist: Kiautschou ist von der Marine ausgehakt und zunächst für den Gebrauch der Marine bestimmt worden. Es sollte ein Flottenstützpunkt im Fernen Osten werden; von Kiautschou aus sollte ein Theil der deutschen Zukunftflotte unseren politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen dort Schutz und militärischen Rückhalt geben. Darin, in dieser Chimäre, erblickte man die feste Gewähr für Kiautschous große wirtschaftliche Zukunft. In dieser Zeit glaubte man im Volk und leider auch in der Regierung, daß China völliger Desorganisation entgegengehe und es für die Seehandel treibenden Staaten die Pflicht des nationalen Egoismus sei, so schnell wie möglich sich ein Stück des Mandschureiches zu sichern. „Den Kuchen theilen“, nannte Herr von Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Eine gewisse Freiheit des wirtschaftlichen internationalen Wettbewerbes herrschte auch eine Weile; bald aber mußten sich Gruppen bilden, mußten sie von der europäischen Politik beeinflusst werden und wiederum diese beeinflussen. Wir wissen, daß es Deutschland nicht gelang, seine bis um die Mitte der neunziger Jahre noch günstige Lage zu erhalten und auszunutzen. Als dann Kiautschou besetzt wurde, waren alle damals auf dem Festland interessirten europäischen Mächte unangenehm überrascht. Auf allen Seiten unangenehm zu überraschen, war ein politischer Fehler; ein unbegreiflicher: denn die Stellung im Osten war von einem isolirten Deutschland ja nicht zu halten. Die unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Besetzung sind bekannt. Wir sind zwar im Fernen Osten besser davon gekommen, als man vermuthen mußte; aber ohne Kiautschou wären wir weiter. Eine geschicktere Politik hätte auf die Erwerbung chinesischen Gebietes verzichtet und sich an der Gruppenbildung zu betheiligen versucht. Dann wäre auch der russisch-japanische Krieg vermeidbar gewesen, der uns, trotz der (sehr überschätzten) Entlastung unserer Ostgrenze, nur Schaden gebracht hat. In welche Weltede wir uns auch stellen, um auf die neue Geschichte der deutschen Politik zurückzublicken: stets erfüllt uns die selbe Bitterkeit; überall das selbe Bild unüberlegter Entschlüsse, wankelmüthiger Schwäche, ungeschickten Tappens, verpaßter Gelegenheiten. Zu ändern ist nichts mehr; aber viel daraus zu lernen.

Kiautschou ist eine Frage; „noch“ oder „schon“? Latent bestand sie immer. Von Anfang an war das schwere Bedenken vorhanden, daß an eine Vertheidigung, einen Schutz nicht ernstlich gedacht werden konnte. Ein zweites

Hongkong sollte es werden; unter dem Schirm der deutschen Kriegsflotte sich dazu entwickeln. Doch selbst ein Optimist konnte nie für möglich halten, daß Deutschland je im Stande sein werde, dauernd eine Flotte von genügender Stärke im Fernen Osten zu unterhalten; ausgeschlossen war auch der Gedanke an die Möglichkeit, im Fall der Bedrohung des Pachtgebietes gegen den Willen Englands und Japans Schiffe hinauszuschicken. Von Anfang an war, rein militärisch betrachtet, Kiautschou für uns von Englands Gnaden. Man konnte und kann es auch nicht zu einem zweiten Port Arthur machen, das feindliche Flotten abzuweisen und sich nach der Landseite hin auch gegen eine Armee und schwere Belagerungsgeschütze längere Zeit zu vertheidigen vermöchte. Vor ungefähr zwei Jahren scheint man in Deutschland geglaubt zu haben. Jedoch nur kurze Zeit; als diese Ansicht bekannt wurde, war sie bereits aufgegeben und der Staatssekretär des Reichsmarineamtes konnte im Reichstag erklären, Kiautschou solle nicht wie Port Arthur befestigt werden. Nach dem Fall von Port Arthur, als das dauernde Uebergewicht der Japaner nicht mehr zweifelhaft war, mochte sich den Verantwortlichen die volle Wucht der Frage aufs Herz legen: Können wir Etwas thun, um für die Zukunft zu verhindern, daß unser Pachtgebiet nicht nur jeden Werthes beraubt, sondern sogar eine dauernde Sorge wird? Die Antwort war: Nein; und hiermit wenigstens hatte man das Richtige getroffen. Kiautschou kann nicht so stark befestigt werden; selbst wenn es die Kosten lohnte und die Chinesen es hinnähmen. Weder die Japaner noch die Engländer könnten sich eine solche Zwingsburg gefallen lassen. Versuchte man, sie zu bauen, so brauchten diese Gegner des Planes nur ihr Veto einzulegen oder, wenn das nicht hülfte, ein paar Schiffe in oder vor den Hafen von Tsingtau zu schicken. Wie die Japaner darüber denken, sollen sie schon öfter deutlich genug gezeigt haben; zuletzt, als man eine nach der See-  
seite gerichtete Batterie bauen wollte. Jedenfalls wissen wir genau, woran wir sind. Weder England noch Japan können dulden, daß Kiautschou zu Land oder zu Wasser eine Macht, also zu ernsthafter Vertheidigung fähig wird.

Vielfach wurde, besonders kurz nach dem Kriege, geglaubt, Japan wolle uns das Pachtgebiet abnehmen, es selbst erwerben oder wenigstens ausbeuten. Das stimmt in dieser Form nicht. Japan muß einstweilen mehr an einem guten Verhältniß zu China liegen, an ungestörter friedlicher Durchdringung. Bemächtigt Japan sich Kiautschous, mit der Absicht, es zu behalten, so macht es China gegenüber einen politischen Fehler, der durch keine daraus entstehenden Vortheile annähernd auszugleichen wäre. Gegen Kiautschou als deutsche Besitz aber ohne Absicht der Aneignung vorzugehen, könnte Japan drei Gründe haben. Zunächst den schon erwähnten: zu verhindern, daß es ein militärischer Machtfaktor wird, einerlei, ob in deutscher Hand oder in der eines anderen möglichen Gegners. Zweitens könnte China die Zustimmung oder den Beistand

Japan's zu dem Plan wünschen, sich Kiautschou's zu entledigen. Dieser Fall soll nachher besonders besprochen werden, da er mit unserer Hauptfrage eng zusammenhängt. Endlich wäre denkbar, daß Japan den wirtschaftlichen Wettbewerb Kiautschou's beseitigen wolle. Nun ist aber dort die Thür für Alle gleich weit offen; benachtheiligt kann sich also keine Nation fühlen. Japan's Ziel ist, den chinesischen Markt möglichst ganz zu erobern. Seine geographische Lage hat es dazu prädestinirt, seine politische Expansion geht nach der selben Richtung und andere überseeische Märkte mit gleichen Aussichten hat es nicht. Im Bewußtsein seiner Macht und seiner politischen Unabhängigkeit, die auch England gegenüber nicht gering ist, giebt die japanische Regierung schon jetzt Allen Recht, die von Anfang an für die „Offene Thür“ nur ein Lächeln hatten. Japan hat als Haupteingangspforten jetzt Kiautschou und Dalny. Beide kommen für Nordchina in Betracht. Tschifu, am Gelben Meer, nur um die Breite der Halbinsel Schantung von Kiautschou entfernt, ist ein aufblühender chinesischer Handelsplatz von guten Aussichten, mit Dampferverbindung nach beinahe allen chinesischen Küstenplätzen, nach Japan und Korea (japanische Linien). Tschifu hat aber nicht so gute Hafeneinrichtungen wie Tjingtau, auch keine Bahnverbindung ins Innere; die ließe sich aber leicht schaffen; und dann kann Tschifu ein gefährlicher Konkurrent werden. Der Hafen von Tjingtau bietet die Eingangspforte nach der Provinz Schantung zunächst und weiter nach Mittelchina. Würde die Bahn, deren vollendetes Stück bis Tsi-nan-fu geht und Schantungsbahn genannt wird, bis zum direkten Anschluß an die große Strecke Peking-Hankau verlängert oder indirekt mit ihr verbunden (durch Ausführung der geplanten Strecke Tientsin-Tsi-nan-fu-Kanking), so müßte die Bedeutung von Kiautschou ungemein wachsen. Ob diese Bahnen gebaut werden, so lange Kiautschou deutsch ist, ob sie unter deutscher Hegelie entstehen können, braucht hier nicht erörtert zu werden. Chinesische Bahnkonzessionen sind immer gesucht.

Un und für sich, darüber ist heute kein Zweifel mehr möglich, war die Auswahl des Pachtgebietes vernünftig; und ich kann gleich hinzusetzen, daß der Ausbau von Stadt und Hafen thatkräftig und klug gefördert worden ist. Kein chinesischer Hafen, das berühmte englische Hongkong eingeschlossen, hat so große und praktische Hafenanlagen, namentlich Quaisflächen, wie Tjingtau; die Einrichtungen zum Löschen und Laden großer Schiffe sind nirgends so modern wie dort. In der inneren Verwaltung mag Manches noch zu bessern sein; darüber kann nur Jemand urtheilen, der längere Zeit am Ort war und unbefangenen ist. Viel Arbeit und Mühe haben die zehn Jahre Kiautschou gekostet. Die Ausgaben betragen bis jetzt ungefähr 103 Millionen Mark. Vom nächsten Jahr an würde der jährliche Zuschuß viel geringer werden, weil die Hafenanlagen und Zubehör bald fertig sind; finanziell selbständig wird das Gebiet für absehbare Zeit nicht; es ist eben ein Durchgangsort und braucht eine starke Garnison. Eine wirtschaftliche Zukunft hat das Pachtgebiet aber.

Man kann kaum bezweifeln, daß Japan, falls es Deutschland hinausdrängte oder die Rückgabe des Pachtgebietes an China veranlaßte, sich von China zum Dank dafür beträchtliche Konzessionen geben lassen könnte, mit deren Hilfe dann die von Deutschland gebaute Eingangspforte nach Mittelschina zu benutzen wäre. Dann würden wir das Selbe erleben wie jetzt in Dalny: ein schnelles Schließen der offenen Thür. Darauf kommt es aber nicht in erster Linie an, sondern eben auf die Frage, ob Japan wünschen muß, daß Deutschland Kiautschou aufgibt. Diese Frage muß rund bejaht werden. Davon aber, daß Kiautschou jetzt oder in Zukunft einen vorhandenen japanischen Handel beeinträchtigen könnte, ist nicht die Rede. Schließlich hätte Japan noch zu bedenken, daß Kiautschou in einem Krieg gegen eine andere Macht, etwa die Vereinigten Staaten, eine Rolle spielen könnte. Während des russisch-japanischen Krieges sah es aus, als solle das deutsche Pachtgebiet, besonders der Hafen von Tjingtau, eine für uns recht unvortheilhafte Bedeutung gewinnen. Es handelte sich um seine Eigenschaft als neutraler Hafen, als Asyl für Schiffe der kriegführenden Parteien. Nach der Schlacht vor Port Arthur (am zehnten August 1904) flüchteten einige russische Schiffe in den Hafen von Tjingtau; ein Schlachtschiff blieb liegen und rüstete ab, ein Kreuzer nahm Kohlen und ging innerhalb der üblichen vierundzwanzig Stunden wieder in See. Die japanische Presse erhob ein großes Geschrei und die englische stimmte ein; man fand, für einen Hafen, der so dicht bei, ja, eigentlich auf dem Kriegsschauplatz selbst liege, könne das Asylrecht nicht gelten: es diene dann offenbar einer Partei. Daß diese Vorwürfe ernst gemeint waren und mancherlei Gedanken noch dahinter saßen, zeigte sich in dem japanischen Neutralitätsbruch von Tschifu. Dahin hatte sich ein russischer Topedobootzerstörer geflüchtet; japanische, die ihn verfolgten, drangen plötzlich in den Hafen ein, die Mannschaft wurde nach kurzem Kampf besiegt und das Boot aus dem Hafen geschleppt. Die Chinesen mußten es zulassen, weil sie nicht die Macht hatten, die Verletzung ihrer (durchaus nicht mißbrauchten) Neutralität zu hindern. In einem künftigen Krieg würde Japan, bei seiner jetzigen Machtstellung, sicher auch Deutschland gegenüber ganz anders auftreten als 1904, wo Ende und Ausgang des Kampfes noch nicht abzusehen waren. Doch könnte es wünschen, solche Komplikationen nicht eintreten zu lassen, sondern die Sache möglichst vorher schon zur Entscheidung zu bringen. Deutschland aber würde gerade in einem Krieg Japans gegen die Vereinigten Staaten vielleicht vortheilhaft finden, seine Kraft im Fernen Osten (und wärs à fonds perdu) zur Verfügung zu stellen.

Noch während des Krieges sagte die japanische Regierung in der Presse und im Parlament, man werde den Besitzstand anderer Mächte in Ostasien achten; darunter verstand man auch Kiautschou. Eine Aenderung dieses Standpunktes schien der japanische Botschafter in Paris, Herr Kurino, anzudeuten.

Den fragte, nach dem Abschluß des franko-japanischen Vertrages, ein französischer Journalist, ob ein ähnlicher Vertrag zwischen Deutschland und Japan denkbar wäre. Herr Kurino antwortete, Kiautschou sei ja nicht deutscher Besitz, sondern nur auf Zeit den Chinesen abgepachtet; irgendetwelche Garantien könnten deshalb Deutschland und Japan einander nicht bieten. Kurino sagt uns damit nichts Neues. Charakteristisch ist aber, daß ein Franzose diese Antwort provozierte, als das französisch-japanische Abkommen eben bekannt geworden war. Gewiß: deutscher Besitz ist Kiautschou nicht. Wenn aber für neunundneunzig Jahre, also für mehr als drei Menschenalter und einen über alle politische Berechnungen weit hinausreichenden Zeitraum, ein Stück Land, groß oder klein, vom Deutschen Reich verwaltet wird, dann darf man es während dieser Zeit wohl deutsches Eigenthum nennen. Auf die Frage: „Was ist denn Dein?“ antwortete Prometheus: „Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt.“ Stößt ein Diplomat oder Staatsrechtslehrer sich an dem Ausdruck „Besitzstand“, so ist leicht ein anderer dafür zu finden; die Frage, auf die es ankommt (ob das Verhältniß Deutschlands zu Kiautschou so ist, daß es ein Abkommen zwischen Deutschland und anderen Mächten ermöglicht) muß bejaht werden. China ist de facto ja keine selbständige Macht; es kann weder sein Territorium vertheidigen noch internationale Politik auf eigene Faust treiben. Oft genug ist chinesisches Gut und sind chinesische Verhältnisse Gegenstand von Abkommen anderer Mächte gewesen. Wollte man also jetzt sagen: Ueber Kiautschou kann nur mit China, nicht mit Deutschland verhandelt werden, so ist solche Aeußerung entweder unüberlegt oder nur Vorwand für andere Absichten. Das Abkommen Deutschlands mit einer anderen Macht dürfte natürlich den Pachtvertrag zwischen Deutschland und China nicht verletzen. Dieser Vertrag enthält unter anderen die Bestimmung, daß Deutschland sein Pachtgebiet nicht an eine andere Macht verpachten oder vermieten darf. Die Auffassung des Botschafters Kurino, die ja sicher die der japanischen Regierung ist, beweist, wie sich die Lage in Ostasien verändert hat; vor ein paar Jahren hätte man noch nicht so rückhaltlos über Kiautschou geredet. Es war wohl nicht Zufall, daß um die selbe Zeit der Bericht veröffentlicht wurde, worin der französische Konsul in Hongkong mit Bitterkeit hervorhebt, wie tolerant die Engländer seien: sie lassen sich in Ostasien den deutschen Kaufmann über den Kopf wachsen und denken doch nicht daran, den englischen Handel besonders zu schützen; in Kiautschou sei es anders: da benachtheilige man die anderen Nationen zu Gunsten der Deutschen. Diese Angabe entspricht, wie ich schon sagte, nicht den Thatsachen. Auch in japanischen Zeitungen findet man jetzt oft Hinweise auf Kiautschou; vielfach werden die deutschen Leistungen darin anerkannt. Offenbar ist Kiautschou Gegenstand lebhaftesten Interesses; schwerlich eines akademischen. Daneben wird die gemeinsame Jagd auf Deutschland zum Gegenstand von Karikaturen gemacht;

der Gedanke, die Einkreisung damit zu enden, daß man den Gejagten stellt, ist in Japan volkstümlich. Ein japanischer Abgeordneter hat neulich gesagt, der deutsche Imperialismus (Du lieber Himmel!) sei der Feind Asiens und gegen ihn müsse deshalb außer England auch Frankreich auftreten; die Drei müßten die deutsche Ausbreitung in China hindern. Solche Worte, deren viele anzuführen wären, soll man sich merken; besonders solltens die weisen Männer, die fröhlich in die Welt hinausposaunen, das japanisch-französische Einvernehmen sei für Deutschland gar nicht unangenehm, wahrscheinlich sogar ein erfreuliches Ereigniß. Man hat dieses Einvernehmen einen Garantievertrag genannt. Japan garantiert Frankreich seinen indochinesischen Besitz; dafür wird ihm der chinesische Geldmarkt geöffnet und es erhält vielleicht wirtschaftliche Erleichterungen für Indochina, die aber, nach dem Stande der dortigen Verhältnisse, nicht sehr beträchtlich sein können, wenn Frankreich nicht völlig gegen seinen eigenen Vortheil wirtschaften will. Der französische Geldmarkt ist nun Japan schon im vergangenen Winter geöffnet worden. Was also wird Japan, was Frankreich „garantirt“? Der Enthusiasmus der Franzosen wäre nicht ganz verständlich, wenn nicht die allgemeinen politischen Verhältnisse ihn erklärten. Frankreich hatte schon bisher in seinem Verhältnis zu dem Japan verbündeten Britenreich die stärkste Garantie für sein Indochina. England mußte und muß, um Frankreich an sich zu fesseln, Alles thun, um dessen ostasiatischen Besitz zu sichern. Das konnten die Franzosen, wenn sie die europäische und die asiatische Politik Englands, als der selben Quelle entspringend, vor Augen hatten, sich wohl ohne besondere Verträge und Einvernehmen sagen. Aber sie waren durch ein Schreiben des Generals Kodama nervös geworden, der damals Gouverneur von Formosa, später Generalstabschef des Feldmarschalls Oyama war. Dieser Brief war Jahre lang vor dem russisch-japanischen Krieg geschrieben und empfahl, nach der Niederwerfung Rußlands das französische Indochina zu erobern. Kodama wies im Einzelnen nach, daß es Frankreich unmöglich sein werde, das Gebiet zu vertheidigen oder durch Hilfskräfte aus Europa zu ersetzen. Veröffentlicht wurden diese Dinge während des Krieges; und die Franzosen fingen sofort an, in ziemlich kopfloser Weise für die Vertheidigung zu sorgen. Sie schickten ein paar Kreuzer und Unterseeboote hinaus, thaten Etwas für die Befestigungen, wußten aber selbst, daß es nicht helfen könne. Es ist kein Wunder, daß sich die Dinge etwas anders entwickelt haben, als General Kodama (ich glaube, es war 1902) annahm. Kodama sah das englische Bündniß nicht voraus, also auch nicht die ungeheuren Veränderungen der Weltlage, die daraus hervorgingen, weder die unmittelbar nach dem Krieg in schnellem Tempo wachsende Spannung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten noch die (jedem japanischen Patrioten ungläubliche) Thatsache, daß Rußland keine Kriegsschädigung zahlen werde. Seit



der Erweiterung des Bündnisses mit England denkt wohl kein Japaner mehr an Indochina als an das nächste Angriffsziel. Wenn die französische Regierung dennoch meint, durch den Garantievertrag eine größere Sicherheit zu erreichen, so ist Das ihre Sache. Für uns ist der Vertrag auch insofern ungünstig, als man die früher für Indochina ausgeworfenen Summen künftig für die heimische Wehrkraft verwenden wird. Bedauerlich ist die Sache auch für die Schwärmer von deutsch-französischer Verständigung; die in Deutschland lebenden beweisen mit flammenden Worten, in Ostasien müßten die beiden Staaten Schulter an Schulter gegen die Mongolen stehen. Daraus ist nun nichts geworden; nicht nur den Mongolen, sondern auch Frankreich und England sehen wir uns im Fernen Osten gegenüber. Wirtschaftlich kann unsere Isolation in Ostasien wichtig werden. Koch sind ja die Dinge im Fluß; schon wird aber von der russischen Absicht gesprochen, die Festung Wladimostok zu schleifen, und diese unbestätigte Nachricht ist als Symptom beachtenswerth. Rußlands Anschluß an die Gruppe England-Japan-Frankreich ist wahrscheinlich geworden.

Kiautschou hat für den ostasiatischen Handel Deutschlands nur geringe Bedeutung. Wirtschaftlich ist es eine Zukunftshoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten. Manche Leute meinen, dem deutschen Handel könne es nur nützen, wenn wir das Gebiet an China zurückgäben. Damit kommen wir auf den vorher angedeuteten Grund. Den Chinesen ist gerade die Provinz Schantung heilig und von der alten Kaiserin erzählt man, sie sehe eine Hauptaufgabe ihres Lebensrestes darin, Kiautschou wieder chinesisch zu machen. Vor dem russisch-japanischen Krieg soll die chinesische Regierung mit der deutschen über die Rückgabe Kiautschous zu unterhandeln begonnen haben. Diese Möglichkeit ist bekanntlich im Pachtvertrage vorgesehen; dort heißt es, wenn Deutschland einmal den Wunsch äußern sollte, die Kiautschoubucht vor Ablauf der Pachtzeit zurückzugeben, so verpflichte sich China, die von Deutschland für Kiautschou gemachten Aufwendungen zu ersetzen und ihm einen besser geeigneten Platz an der Küste zu gewähren. Damals wollte Deutschland für den Fall vorsorgen, daß die Wahl des Pachtgebietes sich als unvorteilhaft herausstelle, und sich für diesen Fall einen besseren Platz sichern. Aus anderen Gründen sich die Möglichkeit der Rückgabe offen zu halten: daran hat man wohl nicht gedacht; auch nicht gezweifelt, daß die Chinesen Kiautschou stets zurücknehmen würden. Es liegt eine recht bittere Ironie darin, daß jetzt die politischen Verhältnisse diese Klausel in ganz anderem Sinn aktuell werden lassen. Kurz vor dem Krieg hat China sich bereit erklärt, die Auslagen zurückzuerstatten, wie der Vertrag sagt, und zwar aus den Erträgen der Seezölle; auch soll es wichtige Eisenbahnkonzessionen, eine Kohlenstation und ein besonderes deutsches Settlement, in Shanghai und in (chinesischen) Kiautschou, in Aussicht gestellt haben. Wie es scheint, hat die deutsche Re-

gierung damals keine Lust gehabt; jedenfalls sind die Verhandlungen nicht zum Abschluß gekommen. Die gänzlich und so sehr zu unseren Ungunsten veränderte Lage hat nun, darauf lassen mehrere Anzeichen schließen, die deutsche Regierung bewogen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Auch im Reichstag soll hinter verschlossenen Thüren die Kiautschoufrage erörtert worden sein.

Die Frage ist sehr ernst. Mit einem unendlichen Schwall von Worten ist die Pachtung früher uns mundgerecht gemacht worden und ein ähnlicher Schwall scheint uns jetzt Kiautschou wieder wegschülen zu sollen. Was ist zu thun? Geben wir Kiautschou auf, dann bekommen wir, auch wenn wir und die Chinesen wollen, in absehbarer Zeit dort keinen brauchbaren Küstenpunkt, keine Kohlenstation oder Aehnliches. Die anderen Mächte würden dagegen Front machen. Das sei Denen gesagt, die meinen, wenn die Chinesen sich nun einmal auf Kiautschou versteiften, solle man es ihnen nur ruhig gegen einen entsprechenden Ersatz geben. Nein: mit Kiautschou verlieren wir unser pied à terre in Ostasien. Belieren wir damit etwas Wichtiges? Diese Frage läßt sich nicht mit zwei Worten beantworten; die politische Zukunft liegt ja im Dunkel. Wirthschaftlich verlieren wir eine Hoffnung, militärisch nichts Werthvolles. Freilich: Alles kann anders kommen, als man denkt, und es apodiktisch auszusprechen, hat seine Bedenken. Einen Grund, das Gebiet gerade jetzt aufzugeben, kann nur die folgende Erwägung liefern. Die Japaner, die Engländer oder Beide zusammen können es uns nehmen, wann sie wollen, und es an China zurückgeben (denn es zu behalten wäre unflug); dann würden wir natürlich keinen Pfennig herauskriegen, keine Konzessionen und keine offene Thür erhalten. Ist die Nachricht richtig, daß die chinesische Regierung sich jetzt in den Verhandlungen zurückhaltend zeigt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß sie schon mit solchen Möglichkeiten rechnet. Wer aber garantirt uns denn, daß wir unsere Auslagen zurückerkalten, daß uns versprochene Konzessionen, Eisenbahnbauten, Zollerleichterungen wirklich gewährt werden, wenn Kiautschou erst einmal abgegeben ist? Außer dem Versprechen, innerhalb einer bestimmten Frist eine bestimmte Summe zu erlegen, wird Deutschland nichts erhalten; es verhält aber nach der Ausgabe von Kiautschou auch reichlicher mehr, auf die chinesische Regierung zu drücken und die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen. Gerade dann würde sich der Mangel an politischen Freunden in empfindlichster Weise zeigen; wir würden ungeheuer an Gesicht verlieren, wie die Chinesen sagen, und nicht nur bei ihnen. Ob Das für uns heute noch ein Verlust wäre, mag Mancher bezweifeln; ich halte aber doch für sehr zweifelhaft, ob der Verlust an Gesicht kleiner ist, wenn wir ohne äußeren Zwang Kiautschou zurückgeben, als wenn wir diesen abwarten. Schließlich wird man nirgends, höchstens vielleicht in Deutschland selbst, glauben, daß wir aus Edelmuth oder nur, um uns größere Vortheile zu sichern, um moralische oder kul-

tuelle Eroberungen zu machen, Kiautschou zurückgeben; überall wird man wissen, daß es nur geschieht, um nicht einmal der Drohung oder der Gewalt weichen zu müssen. Will man uns wirtschaftlich in Ostasien einschütern, so wird man sich ja nicht mit Kiautschou begnügen und besonders Japan mit seinem immer mächtiger werdenden politischen Einfluß in China Alles daran setzen, um uns die Thür zu schließen und eben so wie unsere anderen Konkurrenten unser gesunkenes Prestige in Peking benutzen, um Deutschland auch vom Markt der Konzessionen zu verdrängen.

Ich habe von Kiautschou und seinen Vortheilen nie hoch gedacht; aber es jezt, nur aus Besorgniß vor einer etwa eintretenden äußeren Nothwendigkeit, aufzugeben, scheint mir bedenklich. Danken wird uns Niemand dafür; und die jährlich geringer werdenden Kosten kommen nicht in Betracht. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika würden wir politisch keinen guten Streich spielen, wenn wir Kiautschou im Stich und sie mit ihren Philippinen allein ließen. Und gerade weil Jeder weiß, daß wir das Pachtgebiet nicht vertheidigen können und wollen, wäre die Wegnahme kaum eine Blamage. Wegen eine fremdenfeindliche chinesische Bewegung könnte man sich wohl einige Zeit halten. Steckt sich Japan dahinter, um uns so auszurauchern, dann ist natürlich nichts zu machen. Noch scheint das Verhältniß der Deutschen zu den Schantungchinesen nicht schlecht zu sein. Will China uns aber nicht mehr, so wird die Regierung vielleicht nach beiden Mitteln greifen: fremdenfeindlicher Bewegung und japanischer Hilfe; scheinbar wider Willen, versteht sich. Der Chinese liebt den Japaner nicht, aber mehr als den Weißen. Werden wir zur Aufgabe des Pachtgebietes gezwungen, dann läßt sich daraus, wenn die Verhältnisse überhaupt günstig oder gestaltbar sind, eine politische und nationale Parole machen, deren Schwungkraft gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Betrachten wir deshalb die Kiautschoubucht ohne alle Hoffnungen, halten wir uns stets vor Augen, daß wir kein Mittel haben, weder politisch noch militärisch, sie zu schützen und uns zu erhalten, wenn eine der Mächte China, Japan oder England uns dort nicht mehr als Pächter sehen will. Es war ein Fehler, das Gebiet zu pachten; es aber aufzugeben, ohne sichere Vortheile dafür zu erhalten oder ohne direkt dazu gezwungen zu sein, wäre eben so unrichtig. Die freiwillige Aufgabe würde auch nach innen nicht günstig wirken: sie müßte Depression erzeugen, an der wir wahrhaftig genug haben. Die von außen aufgezwungene Nothwendigkeit dagegen würde eine Erbitterung schaffen, die man brauchen könnte. Allerdings nicht, um nach allzu lange schon gewohnter Art den Weltfrieden, internationale Civilisation und Kultur als das höchste aller Güter und als einziges „nationales“ Ziel zu preisen.

Charlottenburg.

Graf Ernst zu Reventlow.



## Der gesunde Menschenverstand.

**K**ünstler und Banause: Das ist Pol und Gegenpol der menschlichen Gemeinschaft; Das ist der Ausdruck des Dualismus, zu dem sich bekennen muß, wer immer die Menschheit mit dem Maße kultureller Einheiten messen will.

Künstler ist, wer die Eindrücke der Welt genießend aufnimmt und in Genußwerthe umsetzt, einerlei, ob diese Genußwerthe in die Außenwelt projiziert werden (als Kunstwerke) oder ob sie als neuen Genuß hebende Momente die Vitalität der Imponderabilien steigern, die wir als Seele bezeichnen. Der Künstler lebt mit und in seinen Sinnen. Seine Gesicht-, Gehör-, Geruchs-, Geschmack- und Gefühlswahrnehmungen sind der Inhalt seines Seins. Sein Schaffen (ob es nun mehr nach außen oder mehr nach innen wirken mag) ist seine Beobachtung, sein Denken die Kontrolle seiner Beobachtung. Sein Verstand ist die ins Behien geleitete Vibration seiner Sinnesnerven. Die Bewußtheit des Künstlers ist also eine mittelbare. Sie resultiert aus der Umsetzung des von den Sinneserscheinungen bewirkten Genußes in die Regißririnstinkte der kontrollirenden Vernunft.

Dem gegenüber ist die Bewußtheit des Banausen eine unmittelbare. Seine sinnlichen Beobachtungen wirken unter Außerachtlassung des Genußstadiums direkt in den Verstand. Sein Genießen ist erst eine Reproduktion der Denkfunktionen in das Triebleben. Seine Genußinstinkte stehen also in einem Abhängigkeitsverhältnis zu seinem Denken und sind daher verkümmert. Der Banause ahnt diese Eigenschaft, und wenn er auch nicht weiß, daß sie es ist, die ihn so wesentlich vom Künstler unterscheidet, so weiß er doch, daß hier das Sprungbrett liegt, von dem aus er sich über das Thier hinaus-schwingen darf. Freilich: der Künstler funktioniert dem Thier viel ähnlicher als der Banause. Denn auch beim Thier ist die Vernunft von der Sinnlichkeit abhängig, nicht diese von jener. Der Unterschied ist aber folgender: der Genuß als Leitungsdrakt von der sinnlichen Wahrnehmung zur verstandesmäßigen Kontrolle arbeitet innerhalb der einzelnen Thiergattungen ganz uniform und bewirkt daher bei gleichen äußeren Anlässen in ganz verschiedenen Thierindividuen ganz gleiche Gehirnvorstellungen und mithin ganz gleiche Entschlüsse. Beim Künstler ist dagegen der von den Sinnesbeobachtungen ausgehende Genuß ein durchaus differenzirter, origineller, individueller und subjektiver. Daher fördert der gleiche äußere Vorgang bei verschiedenen Künstlerindividualitäten völlig verschiedene Schlüsse und Entschlüsse zu Tage. Die Wirkung einer bei oberflächlichem Hinschauen ähnlichen Nervenanlage ist also bei Thier und Künstler eine absolut unähnliche.

Viel mehr Ähnlichkeit mit der Reaktion des Thieres auf das äußere Geschehen weist dagegen die Wirkung auf, die die Vorgänge der Außenwelt auf die Vorstellungen und Entschlüsse des Banausen ausüben. Da bei ihm der Weg vom Sinnesindruck zur Ueberlegung die Station des Genießens nicht berührt und da das Genießen erst die individuelle Differenzirung ermöglicht (daß es beim Thier nicht differenzirt ist, ist eben das einzige Kriterium für die Minderwerthigkeit des Thieres gegenüber dem Menschen), funktioniert der Verstand des Banausen zunächst eben so uniform wie der des Thieres. Eine gewisse Differenzirung tritt erst ein, wenn sich die Vernunft dem Triebleben, das natürlich durch den Umweg, auf dem es erreicht wird, stark beeinträchtigt ist, verschwifert hat.

Die dunkle Erkenntniß dieses Zusammenhanges reizt nun den über seine

Gewußhemmung folgernden Verstand des Bananen, aus sich selbst im Gegensatz zu den individuellen Vorstellungen der Künstler eine Tugend herzuleiten und die Uniformität dieses Sattungswillens in einer Formel auszudrücken, in der kurz und programmatisch der Vorzug der unmittelbaren Bananenvernunft vor der Mittelbarkeit der Künstler-Reflexionen katechisiert wird. Die Formel heißt: Der gesunde Menschenverstand. Das Wort (Das sei gern zugegeben) ist mit gutem Bedacht gewählt. Gesund, Mensch, Verstand: drei Begriffe, in der That geeignet, in ihrer Zusammenstellung die zerknautschte Nichtigkeit der Bananität wie einen Luftballon zu blähen. Gesunder Menschenverstand! Kein bananenförmiger Schmodd konnte eine Phrase erfinden, die die Phrasenbesessenheit des verschmoddten Bananen phrasenhafter und verschmoddter illustrierte.

Gesunder Menschenverstand! Nun ja: wie in der Journalistik der Unglücksfall bedauerlich, der Brand verderbend, die Bezeichnung treffend, die Feier erhebend, die Ueberzeugung fest und die Ehrung wohlverdient ist, so ist eben der Menschenverstand gesund. Die Begabung des Journalisten ist die Begabung zum Epitheton. Gesunder Menschenverstand! Ward je einem nichtsagenden Wort ein nichtsagenderes Epitheton beigelegt? Der Banane als kompakte Masse ist Journalist *κατ'εξοχήν* und der Journalist als Einzelerrscheinung ist der vollendetste Ausdruck des Bananenhumors.

Was liegt nicht schon Alles in dem Wörtchen „gesund“! Der ganze Max Nordau! Gesund: Das ist die Bezeichnung der Hilflosigkeit gegen Alles, was sich nicht regitrieren läßt, was *αποκείν' ης, was 'ηνυ nicht einfügt in 'das enge Net'* des Gewohnten, was den Cirkel stört, der die Beschränktheit umschließt. Was man nicht definieren kann, sieht man als pathologisch an. Gesund: das Wort enthält den ganzen Bannfluch der Masse gegen den Einzelnen. Es zeichnet Den, der besonders ist, macht ihn zu einem Ausschägigen und Verworfenen. Eine thierische Angst, ein Hilferuf um Zusammenschluß, die erbärmliche Pöbelseigheit, die blindlings mit Steinen schmeißt, alles Das liegt in der übertragenen Bedeutung dieser Vokabel. Alle demokratische Abgeschmacktheit kommt darin zum Ausdruck und zugleich die Abgeschmacktheit des Demokratismus überhaupt.

Was ist denn Das: gesund? Eine Definition wird sich immer nur negativ geben lassen. Im ursprünglichen Sinn bezeichnet es doch wohl nur die Abwesenheit von Eigenschaften, die die Einheit des Individuums stören. Einer, bei dem alle Organe und Sinne so funktionieren, daß die Persönlichkeit Herr über sich selbst bleibt, ist süßlich gesund. Ein demagogisches Gleichnißkunststück aber erfindet kühn den Begriff vom gesunden Menschenverstand und will uns damit weismachen, gesund sein, bedeute für den Einzelnen die Abwesenheit von Eigenschaften, die ihn als nutzbringendes Glied des Gesamtorganismus entwerthen könnten. Hier macht sich also die Tendenz, die Persönlichkeit unter die Macht der Masse zu vergewaltigen, diese Tendenz des demokratischen Größenwahnes, in einer Vokabel Luft, hypnotisiert mit dieser Vokabel lange Generationen und zwingt den Künstler, auf dessen Kosten all die Mühe aufgewandt wird, sich mit Aufbietung leidenschaftlicher Kräfte gegen einen Wortwitz zur Wehr zu setzen.

Und dann der Menschenverstand. Warum Menschenverstand? Warum nicht einfach Verstand? Schmodden weiß schon, warum. Zudem der anthropocentrische Eigenwahn des Bananen gekihelt wird, steigert sich ihm der Marktwert seines Verstandes. Er wittert, daß er seine Ueberlegenheit gegenüber dem Thier betonen

muß, um seinem gefunden Verstand im Weltverkehr die nöthige Autorität zu sichern. Der Thierverstand läßt sich blindlings vom sinnlichen Trieb (und Das ist bei ihm der Erwerbstrieb zur Stillung der Begierden) leiten; der gesunde Menschenverstand aber rechnet, und was er ausrechnet, Das ist der materielle Nutzen, den er aus den Vorgängen der Umwelt für das Banaufer-Individuum ziehen kann. Der gesunde Menschenverstand ist eine Handelsmarke, die ein um so werthvolleres Gut repräsentirt, je höher die Ziffer ist, in der sich ihre dem jeweiligen Organismus geleisteten Zweckdienste ausdrücken lassen.

Der gesunde Menschenverstand ist also eine Zweckmäßigkeit-Einrichtung. Sein Zweck ist, die materiellen, in Zahlenwerthen definirbaren Begierden zu steuern und aus ihrer höchstmöglichen Steigerung eine Ehrgeiz-Angelegenheit zu machen. Was außerhalb des zu berechnenden Ruhzweckes liegt, wird nicht mehr von der Handelsmarke geschützt. Daher liegt jede künstlerische Lebendigkeit, alles von der Vernunft nicht kontrollirte, unmittelbare Genießen jenseits vom gefunden Menschenverstand. Es ist zwecklos, entzieht sich dem solidarischen Interesse der banauferischen Rechtskunst und ist daher verwerflich. Als Strafmittel gegen die selbstherrliche Außerachtlassung des von der Verstandeskonvention bedienten Nützlichkeitsprinzips fungirt aber die Verweigerung der gemeinsamen Handelschutzmarke, fungirt die Entziehung des Epithetons, das durch eine raffinierte Massenausuggestion zum Wahrzeichen aller menschlichen Tugenden und Ehren, aller Einsicht und Größe aufgeblasen ist.

Das Banauferthum (und also die Menschheit fast in ihrer Gesamtheit) hat sich unter einer Formel geeinigt, die dadurch, daß sie den hochstaplerischen Zweckbegriff weithin umschließt, den zweckfremden Künstler auch formell der allgemeinen Verachtung preisgibt und ihn von den Segnungen der von dieser Formel umzeichneten Wirksamkeit ausdrücklich ausschließt. Hier liegt der Werth des Wortes „gesunder Menschenverstand“. Es beleuchtet das demokratische Prinzip, das Prinzip der Herrschaft des Majoritätswillens, in all seinem Glanz. Dem, der den Tanz um das Goldene Kalb einer Banaufer-Schmiederei nicht mitmacht, bleibt das Gold des Kalbes, bleiben auch seine Koteletten versagt. Was das Phantom Zweck nicht als aller Weisheit letzten Schluß, nicht als Realität an sich anerkennt, wird des Prädikates entkleidet, an das sich Fürsten und Bauern, Gelehrte und Krämer angüßvoll klammern, wie der Sonntagstreiter an die Bühne seiner Rosinante, wenn der Gaul Sprünge machen will.

Das Phantom Zweck ist der Vater des Phantoms Schuld; und zwar ist diese Lieblichkeit dem Schoß des gefunden Menschenverstandes entsprossen. Ihre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgerhehe und Du lange lebest auf Erden. Die Schuld wird ewig leben wie ihre würdigen Eltern und es wird ihr wohlgerhehen, so lange es noch Individuen geben wird, die gegen Zweck und gefunden Menschenverstand in böswilliger Eigenmächtigkeit remonstriren. Schuld und Strafe: auch sie sind Ausgeburten des gefunden Menschenverstandes, auch sie sind Zweckmäßigkeiten, die blindwüthige Banauferität mit Kneifzangen aus dem schmierigen Leib ihrer Votabelbeseffenheit gehoben hat.

Der Schuld eng verknüpft ist die Gläubigkeit. Selbst sie, die doch ein Ausdruck der Religiosität, der subtilsten und persönlichsten Regungen der Menschlichkeit sein sollte, ist ein Substrat des gefunden Menschenverstandes, der es sich angelegen sein läßt, gerade da überall zu centralisiren, zu uniformiren und zu demokratisiren, wo seelische Qualitäten seine Zweckthätigkeit in Gefahr bringen könnten . . .

Die Suggestion des Wortes versagt bei Denen, die sie geschaffen haben, nur in einem Fall: in dem der Verliebtheit, dem einzigen Zustand, in dem der Banause die unmittelbare Wirkung der Sinneswahrnehmung auf das Erleben verspürt; dem einzigen, wo so Etwas wie künstlerische Seelenhaftigkeit über ihn kommt. Der gesunde Menschenverstand macht aus der Verliebtheit keine Schuld; er belächelt sie nur. Denn er weiß: Das geht rasch vorüber und bedeutet nur eine partielle Entgleisung, die dem Gesamtorganismus keinen Schaden thun kann. Anders ist, wenn ein Banause eine Handlung begeht, die ihn vom Verstand gelöster triebhafter Neigungen allgemein verdächtig macht. Man bilde sich nicht ein, die Verfolgung sexueller Delikte, wie Kindeserschändung, Vergewaltigung und ähnlicher, sei ein Akt, den die Gesamtheit zum Schutz der Persönlichkeit ausführt. Was der gesunde Menschenverstand hierbei als Schuld betrachtet, ist lediglich die Zweckwidrigkeit gegen den Gesamtnutzen. Daß es so ist, beweist die strafrechtliche Verfolgung der Päderastie, der Sodomie, der Kuppelei und so weiter. Alle diese Delikte erschweren die Kontrolle Aller an Allem und sind deshalb undemokratisch, also verbrecherisch.

Die Schuld bei Eigenthumvergehen besteht dagegen nicht in der Verleugnung, sondern im Versagen des gesunden Menschenverstandes. Ein Banause, der stiehlt oder betrügt, ist ein schlechter Rechner. Er hat sein Risiko im Verhältniß zum Gesamtinteresse nicht richtig eingeschätzt. Der Zweck seiner That durchkreuzt den Nutzen der Allgemeinheit. Der gesunde Menschenverstand der Vielen erkennt darin eine Schuld und bestraft den gesunden Menschenverstand des Einzelnen.

Als der eigentliche Feind des gesunden Menschenverstandes ist aber der Künstler anzusehen. Der arbeitet bewußt gegen das Banausenthum, den Genußdilettantismus, der ihn mit einer lächerlichen Babel um jede Freude an seiner Produktion, um jeden Genuß am Leben und an der Welt zu bringen sucht. Noch lassen sich viele Künstler von dem trüben Glanz der Schmoddphrase „gesunder Menschenverstand“ blenden. Noch ist vielen nicht klar geworden, daß diese Redensart eine niedrige, gemeine, banausische, kulturfeindliche, demokratische Falle ist, daß sie etwas Anderes bedeutet als klares Urtheil und gesunde Anschauung und daß es eine perfide Täuschung ist, diese Begriffe, wie es das Banausenthum mit Vorliebe thut, in seinen theuren gesunden Menschenverstand mit einzubeziehen. Die bewußte Emanzipation vom gesunden Menschenverstand ist die kulturellste Aufgabe der Künstlerschaft. Denn seine Ausrottung wird Denen, zu deren Ausrottung der erste Babelstreich bestimmt ist, doch nie gelingen.

München.

Erich Mühsam.



Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren. Er ist freilich ein sehr bedeutender Mensch und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches (über Philosophie) geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte, immer am Besten gedeihen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige und Schubarth befähigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe. (Goethe.)



## Anatole France.\*)

Anatole France hat ein langes, schmales Haupt, dessen Profil ein Wenig dem eines Pferdes gleicht. Um seine Augen liegen die Falten der Ermüdung. Verwegen jedoch mußt die „barbiche“ an, der Spitzbart, der eben so französisch das Kinn irgend eines Offenbachgenbarmen zieren könnte. Den Schädel deckt eine leuchtende Mütze aus rother Seide, die Mütze eines Gelehrten oder eines Prälaten. Oft setzt er sich in grauem Schlafrock unter die Gemälde, die Marmorbilder, die bemalten Holzskulpturen seiner Bücherei. Dorthin entbietet er seine Jünger, die er mit der Weisheit eines großen Polyhistor aus den Tagen der Renaissance unterhält. Sein Haus steht in der Umgebung des Arc de Triomphe. Es ist das Heim eines verwöhnten Privatiers. Schon die Klingel verräth es: ein Stück altflorentinischer Bronze, ein Greifenkopf.

Anatole France ist am linken Ufer der Seine, Rue Malaquais 19, geboren worden. Er schreibt: „Ich bin Pariser an Leib und Seele; ich kenne alle Pflaster, verehere alle Steine von Paris.“ Das Kind sah den Louvre und die Tuilerien, das Palais Mazarin, das Land ruhmvoller Erinnerungen, den breiten Strom, das Gewimmel der alten Thürme. Sein Vater war der Buchhändler Noël Thibaut, der, am Quai Voltaire, Nummer 9, seinen Laden bestellte und seine bibliographischen Arbeiten mit dem Pseudonym France zeichnete. Er hatte unter Karl dem Zehnten gebiebt und huldigte ultramontanem Bürgerglauben; doch war er sanft und redselig wie alle Leute von Anjou. Die Mutter stand von einer „liebenswürdigen, ernsten Frömmigkeit“ nicht ab; sie war aus Brügge, war mythisch erregbaren Gemüthes und las religiöse Sagen. Im Livre de mon ami hat der Sohn ihrer gedacht. Träumerisch wurde er selbst, ein Stubenhocker, und plante, als sein Geist kaum flatterte, eine faszinirte Geschichte Frankreichs. Man schickte ihn auf das College Stanislas, zu geistlichen Lehrern. Aber er wich ihnen aus und fand in Vergil und Sophokles verbotene Schönheiten. Darum waren die lateinischen Reden dieses Erben römischer Form nicht fehlerlos. Heftig zogen die griechischen Lyriker der Anthologie mit ihren verwirrenden Reizen ihn an.

Lange dauerte die stille Vorbereitung, die France im Pierte Rogière weiter schildert. Eine platonische Leidenschaft bemächtigte sich des jungen Menschen. Es gab da verzehrende Gefahren, deren Bewußtsein der Mann als Jean Servien geäußert hat. Dann trat er aus der Einsamkeit und fand Kameraden. Schon ging er zu den lärmenden Sitzungen im Passage Choiseul, bei Vermerre, dem Bekleger der Parnassier, die gegen Victor Hugo ergrimmt waren. Er schrieb eifrige Sonette in der Gazette Rimée, zusammen mit Paul Verlaine, den er mit tiefer Nahrung als Choufette im Roman *Le lys rouge* und in Gestus wieder erstehen ließ. „Bergoldete Verse“ hat er später seine eigenen Schulgebichte benannt, die dem Haupt der Sekte, Reconte de Visle, mißfielen. Auch von politischem Jorn war er nicht frei. Durch eine Ode, in der das Vaterland von Augustus, dem „Mörder“, seine

\*) Bruchstück aus einem Essay, den Herr Paul Wiegler dem von ihm klug und geschmackvoll überetzten Roman „Die Vratskische zur Königin Bedauque“ von France vorangesetzt hat. Das seine Buch, das der glühende Geist des Voltaireschülers schuf, wird im Verlag von R. Piper & Co. in München nächstens erscheinen.



Söhne zurückbegehrt, veranlaßte er den raschen Untergang der Zeitschrift; die Polizei hatte Napoleon den Kleinen unter der Toga entdeckt. In einem anderen Blättchen schrieb France über Theater und Literatur, schrieb auch gemeinsam mit Ricard einen „Kammerdiener der Frau Herzogin“, den man hervorgehramt hat, als die Schränke des Obéon gelüftet wurden.

Ein paar Jahre gehen hin, in denen er als Lektor und Beamter seinen Unterhalt erwarb: als Lektor der Firma Lemerre, die ihn für den Verdruß eines Prüfers von Manuskripten schlecht entlohnte, und als Beamter in der Senatsbibliothek, die sich hinter ihm wieder schloß, weil er sich mit der Hoheit des Unterbibliothekars Beconte de Visle von Neuem zerzankte. Aber 1881 kaufte er seinen Roman *Le Crime de Sylvestre Bonnard*, *Membre de l'Institut*, die traurige Geschichte eines Gelehrten, dessen Welt die Worte sind und der von der Zeit nichts weiß. Der ganze Anatole France ist dort. In Zukunft vermag er nur das Neueste seiner spöttischen Scholastik zu wechseln.

Er ist ein Buchmagazin wie die offenen, heiteren Bäden der Seinequais; ist keine Quelle, sondern ein Gefäß der Tradition. In diesem Sinn fühlt er sich als einen Klassiker und sagt, er lerne von Petronius mehr als von einem Zeitgenossen wie Mendès. Er war wie geschaffen zum Mitgliede der Akademie, die ihn sich holte, als Bessers geschieden war, und die vergaß, daß er sie das Bureau der Eitelkeiten genannt hatte. Auch zu den Symbolisten hatte er Beziehungen. Die trauten ihm aber nicht recht und Einer von ihnen, Remy de Gourmont, hieß ihn sogar einen Reibhart. Manches Jahr ist er Kritiker des *Temps* gewesen. Die vier Bände der *Vie littéraire* zählen, trotz Petronius, zum Werthvollsten ihrer Art. Er hat seine Doktrin, die subjektive, in einem Artikel über Lemaitre dargelegt, der Gleiches mit mehr Fröhlichkeit äbte. „Es giebt“, sagte Anatole France da, „objektive Kritik so wenig wie objektive Kunst; und Alle, die sich schmeicheln, in ihrem Werk etwas Anderes denn sie selbst zu sein, werden von der trügerischsten Philosophie gemarrt. In Wahrheit kommt man nie über sich selbst hinaus. Das ist mit unser größtes Elend. Was gäben wir wohl, um eine Minute Himmel und Erde mit dem Facettenauge einer Fliege zu sehen oder die Natur mit dem rohen, einfachen Hirn eines Orang-Utang zu erfassen? Doch Das ist uns verwehrt. In unsere Person sind wir wie in ein ewiges Gefängniß begraben. Das Beste scheint mir, diesen grauenhaften Zustand guten Willens anzuerkennen und einzuräumen, daß wir von uns selbst sprechen, so oft wir nicht die Kraft haben, zu schweigen.“ Er machte Brunetiére dadurch stutzig, daß er von einer rothbemalten Arche Noah, einem Spielzeug seiner Kindheit, plauderte, wenn er den zweiten Band der Geschichte des Volkes Israel behandeln sollte. „Ach hoffe, daß, wenn ich von mir spreche, Jeder an sich denkt“; und: „Ein guter Kritiker ist, wer inmitten der Meisterwerke die Abenteuer seiner Seele erzählt“; Das sind seine Maximen. Nicht nur die Jungen waren ihm Vorwand, „Gelegenheit“; auch Kadmos, der semitische Kuhnherz, Horaz und Shakespeare.

Groß ist sein Vorrath an Doppeltgängern. Er hatzüge seines Bonnard, seines Abbé Coignard, seines guten Bergeret, den die ungetreue Gattin durch ihre Kleiderpuppe aus Weibengeslecht in der Gedankenwerkstatt aufstürt,züge seines sokratischen Doktors Trublet und seines Alterthumsforschers Vangelier. Im *Lys rouge* bringt er sich gar mehrfach an, als Schriftsteller Paul Vence und als den

Bildhauer Dechartre, der kein richtiger Bildhauer ist. Ohne Reue wiederholt er sich. Die Bündel seiner Ideen sind ihm Alles, die Kunst ist ihm weniger. Daß er die Möglichkeit dramatischer Gestaltung nicht besitzt, ward mehr als einmal klar.

Anverwandt ist er einer weit größeren Gestalt aus dem neueren Frankreich: dem mit deutscher Metaphysik belasteten Professor der orientalischen Sprachen Ernest Renan. Von ihm hat France die milde philosophisch-theologische Nüchternheit. Wenn Renan im Atrypengebiet die „toten Götter“ abgeschworen und seinen geheimsten Schmerz hingeströmt hat, so entließ der Schüler für sein Buch *Sur la Pierre Blanche* ein Motto des Philopatris, des byzantinischen Schriftstellers, dessen Dialog einst als ein Dialog des Lukian galt: „Du schreinst auf dem weißen Stein geschlossen zu haben unter dem Volk der Träumer.“ Und dieser weiße Stein ist die Grenze von Licht und Finsterniß, von Leben und Tod, ist der ewige Sig, an dem Religionen und Gedanken der Menschheit vorüberrauschen, hinaus in das Nichts. Selbst auf das Fachgebiet des Renanismus ist Anatole France gefolgt. Wie der Geschichtsschreiber der Apostelzeit konfrontirt er das Heidenthum mit dem Christenthum, den dumpfen Glauben mit der lächelnden Ungläubigkeit. Es reizt ihn, ahnen zu lassen, wie klein die Gegenstände scheinen, um die der Kampf der Jahrhunderte wüthete. Sein „Prokurator von Judaea“ ist in der „Zukunft“ veröffentlicht worden. Eine andere Novelle beschäftigt sich mit Paulus, dem krummen, triefläugigen jüdischen Teppichweber, und dem Prokonsul von Achaia, Gallion, der ihn von seinem Tribunal fortwies. Unwillig sucht Gallion die Acheln über den Synagogenstreit dieser Sabbathjuden, die alle Völker verdammen, und kehrt zu seinen römischen und griechischen Genossen, zu den Marmorbänken, zu Venus und dem Faun und der erwarteten Welt Herrschaft des Herkules zurück. Auch mit Goethes adeligem Gedicht hat der Autor der *Noce Corinthiennes*, der nur den Phlegon benutzte, einen Wettbewerbs versucht. Daphne heißt die Braut von Korinth, Hippas der Geliebte, den Feuer mit ihr verzehret, und Kallista die harte Christin, die sich und die Ihren der Vernichtung weiht.

In einer Richtung ist Anatole France, da er das Mittelalter kennt und liebt, über Renan weggeschritten: in seinem Verhalten zur späteren christlichen Legende. Aber er preist die Heiligen um ihrer Auslehnung und um der Zinnenlust willen, die sie trieb. „*Refaire le rêve äges de la foi*“ ist sein Wunsch. So erzählte er die Schicksale der frommen Sünder und Sünderinnen, der Demüthigen, der Berachteten. Die Frau aus Magdala streift er in der Novelle „*Loeta Aelia*“. Eines seiner schönsten Bücher hat er der *Thais* gewidmet, die von der deutschen Kestjiffin Groschwitz in ihrer dramatischen Moralität „*Paphnutius*“ und von dem französischen Humoristen Gabriel Ranquet 1611 in dem kleinen Roman *L'Exil de la volupté* verherrlicht worden ist. Als Jüngling schon hatte France geschrieben: „*En ce temps là vivait une femme au pays des Egyptiens, belle, et qu'on nommait Thais*“. Und 1890 erschien in Prosa seine heilig-unheilige Phantase, die Maurice Barrès die Deutlichkeit der Bisfen bestaunen ließ und an Egyptens Skarabäen mahnte: „*In die alten, seltenen Formen dieses Tod duftenden Landes hat er einen der Träume gefügt, in denen er die Kunst, das Weib und den Genuß köstlich verbindet. Seine zarte Thais! Ai-je besoin de donner en passant un baiser à cette prostituée?*“ Der Paphnutius der also umschwärmten Dichtung, der die alexandrinische Tragödin Thais vom Philosophenmahls des Lucius Cotta in ein Weiberkloster führt,

ist der Simon Stylites der Heiligenbücher. Er lebt in Höflichkeit, indes die Dämonen, die Schakale der Oier, seine Hütte bevölkern, und sinkt in Höflichkeit über den Leichnam der Thais, von der er ein ganzes Leben lang geträumt hat, ein Leben, das er einem Irrthum opferte. Das Alles trägt der Poet voll Einfach vor, gemäß seinem Spruch aus den Noees Corinthiennes: „C'ôût été manquer du sens de l'harmonie que de traiter sans piété ce qui est pieux.“

Hier redet der France, der im Livre de mon ami dabei verweilt, wie er als Kind dem Beispiel eben jenes Simon Stylites, des Sancti Nikolaus von Patras, des setigen Babrus habe gehorchen wollen. Jedoch es hat sich ihm nicht minder die Ueberraschung eingeprägt, die ihm widerfuhr, als sein Vater ihn für diesen zu lebhaften Eifer strafe. Diese Ueberraschung ist bedeutsam. Sie hat ihn auf Voltaires Pfade geschickt. Mehr Haß empfindet er gegen die Kirche als in seinem Herzen der abtrünnige Priester von Tréguier. Er haßt den Jehova, der die geflügelte Schlange des Paradieses, die Söhne des Kain und die orphischen Philister überwand. Er wird ein böshafter Nationalist des achtzehnten Jahrhunderts und seine atheïstische Thierfabel von Riquet, dem Hunde des Bergeret, verhöhnt den dürftigen Gottesbegriff der Menschheit. Spottend nennt France die Vorstellung von der sittlichen Macht der Religion ein ungeprüftes Trägheitsurtheil, so dreist wie jener Theaterbesucher, der, auf die Gewöhnheit pochend, zwanzig Jahre dem Billetkontrolleur der Comédie nur hinwarf: „Der verforderte Scribe“; und vermöge dieses Namens sich freien Eintritt erschlief. Vom Eynismus steigt France zur feinsten Skepsis wieder auf. Flüchtiges Gezitzel auf einer Kalkmauer sind die Erlebnisse der Menschen, wie die „grafitti“, die Subeleien, wodurch die Gassenjungen Bergerets eheliches Ungemach verkünden. Die Historie ist Ballast. Die Weltchronik, die für den Prinzen Bemire zwölf Kamele anschleppten, wird in den einzigen Satz zusammengedrängt: „Sie wurden geboren, duldeten und starben.“ Alles Uebrige ist Illusion: „Toute époque est banale pour ceux qui y vivent.“

Illusion ist die Unsterblichkeit, von der als ihrem Recht Frau Béchin, die Patientin des Doktors Jomerol, die Tomaten kauft, nicht lassen will. Illusion ist der Wärter Putois, eine unwirkliche Person, die Bergerets Mutter zuerst fingirt hat, um gegen die Einladungen einer Großtante häusliche Arbeiten vorzuschützen. Die Püge wird fortgelogen, Putois wird ein Laugenichts und ein Scheusal, er wächst zum Mythos, der die Völker schreckt und dem sie Altäre errichten. Illusion ist die Friedlichkeit der Natur, die uns die Blüthe nicht vor dem Tode wie den Insekten, sondern zu Beginn schenkt. Illusion ist der Wille, den wir nur voraussetzen, weil die mechanistischen Ursachen des Handelns sich uns entziehen. „Gewiß“, sagt der Doktor Trublet in der Histoire comique bei der Bestattung des schlechten Komödianten Chevalier, der aus Liebesgram Selbstmord begangen hat, „sind die moralischen Ideen dumm. Doch da wir dumme Thiere sind, passen sie wohl für uns. Man vergißt Das immer. Es sind dumme, erhabene, heilsame Ideen. Die Menschen haben gefühlt, daß sie ohne Ideen Alle toll werden müßten. Sie hatten nur zwischen Dummheit und Raserei die Wahl.“ Illusion ist die Wahrheit. Blaue, rothe, grüne, gelbe Wahrheiten drehen sich auf ihrem Lichtrad, das in einer Parabel dem Heiligen Messer Giovanni in der Nacht vor seinem Flammentob umgaukelt; nirgends ist sie weiß, nur durch die Vermischung der schwingenden Farben. Unrein ist sie, löblich und verwerflich wie alles Lebendige.

Geister von der skeptischen Bodenlosigkeit des „Sophisten“ Anatole France sind stets gefährdet. Selbst die wenigen Literaten, die nicht aus seiner Kritikseitigkeit ihm grobsten, deuteten an, daß er sie betrübe. Vor zwölf Jahren äußerte Bernard Lagare: „Er hat die Seele jener Griechen der Decadence geerbt, die die Wahrheit zu puzen, die Lüge zu schminken und von Weiden zu leben wußten. Im Schrifttum spielt er die Rolle eines Sängers aus der Elysia; von ihm hat er die reine Stimme und die Unerschlossenheit. Ohne Mißvergnügen lauscht man ihm; doch flößt er mehr Interesse ein als Bewunderung.“ Und Barrès, der Neo-Dilettant, huldigte ihm 1893 als dem weisesten und am Wenigsten weisen Zeitgenossen, der sehr tief sei und sehr frivol, ein Berberber und ein Erzähler. Doch leicht wog der Argwohn, bis France von sich aus die Gefahr eingestand. Bis er, der „spärende Benediktiner“ von gestern, rief: „Glaubt mir, der ich sie anbete, der ich lange Zeit ohne Vorbehalt mich ihnen hingab: die Bücher töten uns.“ „Staubnester“ waren sie ihm plötzlich, „denen, sobald man sie aufschlägt, gleich Motten der Zweifel und die Unruhe entfliegen.“ Er sucht gegen die „Ataraxie“, die im Garten Epikurs ihm behagte.

Er gelangte etwa zu der „natürlichen Religion“, die Renans erste Form war, zu einem humanitären Optimismus, der die Ironie abschwört. Er hat die Utopie nicht vermieden, die stets nur von dünnblütigen Naturen angebaut wird, und ist in das Jahr 2270, in einen sozialistischen Staat gewandert. Nicht viel hatte er mehr zu bieten, da Sublimität sich rasch erschöpft. „Vieux bouquiniste“ schimpften ihn die Feinde des Kapitäns Dreyfus; höflicher hatte einst ihr Haupt Lemaitre seine Schwäche beurteilt, indem er sich auf die Künstlichkeit der japanischen Landschaft bezog: „Für Anatole France spiegeln die Dinge sich dreimal wieder; außer daß sie in einander sich spiegeln, spiegeln sie sich in den Büchern, ehe sein Geist sie fängt.“ Die Schlachten um Dreyfus mußten seine Individualität und deren Verthigung schwächen; denn er war zu sehr Verneiner, um mit Zaurès und Pressensé von den Tribünen herab behagen zu können. Mit einer Erinnerung an Renan spricht noch Bergeret von der souverainen Wissenschaft, vom Gedanken, der nicht auf den Marktplätzen proklamirt werde; und der Abbé Coignard dürfte nicht gänzlich sterben, der gegen die scharfe Trennung von Mensch und Gorilla tritt. Unwesentlich ist, daß der Akademiker France schrieb, Jolas Monument sei ein Hause Unraths und es wäre besser, wenn er nicht geboren worden wäre; während dem „*Голосъ изъ Пылающей Горы*“ *Голосъ изъ Пылающей Горы*“ war. Unwesentlich ist ferner, daß er einem Obersten von Rouen beipflichtete, der gegen Hermants antimilitaristischen Disziplinarroman mit Verbrennung der Exemplare und mit Gefängniß für die Soldaten wüthete. Aber man hatte auch seine Einleitung zu den Reden von Combes nicht zu überschätzen. Und gut wird es sein, wenn man Zweierlei als die Ernte der politischen Jahre betrachtet: die satirischen Typen des Präfekten Worms-Clavelin und des römischen Klerus aus der *Histoire Contemporaine* und die schlichte Novelle vom Grünkrauthändler Grainqueville, zu der France seine französischsten Gaben gesammelt hat: die Dialektik und die Stimmung der Halbtrauer, die volle, ungeistige Trauer nicht ist.

Für die „*Rôtisserie de la Reine Pedauque*“ wurde im deutschen Text eine gelinde alterthümliche Färbung angestrebt. Das Werk stammt aus dem Jahr 1893.

Paul Wiegler.

## Selbstanzeigen.

**Spinozismus.** Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophirens. Wien, Josef Lenobel.

Die Schrift handelt vom Philosophiren Spinozas, nicht von dessen Philosophie. Philosophiren heißt: erleben, dann erst und in zweiter Linie: begrifflich formen. Ich habe versucht, das philosophische Erlebnis, das dem spinozischen System zu Grunde liegt, psychologisch klarzulegen und kulturhistorisch zu interpretieren. Zu zeigen war, daß der sogenannte Pantheismus Spinozas, weit entfernt, auf äußere Impressionen zurückzugehen, durchaus nur Expression inneren Geschehens, daß sein Ausgangspunkt nicht in der Natur, sondern im Denken zu suchen sei. Die nähere Ausführung dieser Auffassung erforderte nach einer kurzen, allgemein psychologischen Einleitung eine kulturhistorische Darlegung, in der das Verhältniß Spinozas zur scholastischen Philosophie in neuartiger Weise beleuchtet wurde. Ich versuchte, darzutun, daß die Scholastik trotz der von ihr geleisteten Rationalisierung des religiösen Erlebens niemals zum philosophischen Bewußtsein ihrer eigenen Ziele gelangen konnte, daß es vielmehr eines ihrer Art völlig entgegengesetzten Erlebens bedurfte, um die in ihr vorhandenen Motive zu bewußter Gestaltung zu bringen. (Streifblick auf das durchaus analoge Verhältniß des Künstlers Plato zu der dialektischen Kultur des sokratischen Kreises.) Vermochte ich mit Nietsche diese allmähliche Rationalisierung des religiösen Erlebens nicht anders denn als Folgeerscheinung einer unbewußten Degeneration der Instinkte im mittelalterlichen Menschen zu deuten, so erschien mir die spinozistische Apotheose des Logischen gegenüber dem Tatsächlichen als ein Vorgang, der nur durch das Vorkwalten einer ausgesprochenen Instinktnatur verständlich sei, dessen Erklärung also nur aus dem Gegensatz der Persönlichkeit des Philosophen zu dem ihm aufgedrungenen scholastischen Bildungselementen gegeben werden könne. Die Schrift versucht, die prinzipielle Bedeutung dieses Gegensatzes an dem tatsächlich gegebenen Einzelfall als typischen Widerstreit zwischen Erkennen und Sein überhaupt zu demonstrieren, wobei die verschiedenen Formen des philosophischen Erlebens als die möglichen Ausgleichsversuche zwischen diesen beiden Polen aller Entwicklung gezeigt werden. Der letzte Theil meiner Schrift ist dem Bemühen gewidmet, die skizzierte Auffassung durch eine Interpretation eines vielumstrittenen Grundbegriffes der spinozischen Philosophie, des Begriffes der „adäquaten Idee“, zu stützen.

Lundenburg.

Professor Dr. R. E. Gans.

**Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen.** Mit dem Bildniß Werschatschagin's nach einer Wüste von Reinhold Felderhoff. Berlin, Verlag von Karl Curtius. 1907.

Im Gegensatz zu den Enthaltungen und Uebertreibungen, in denen ein großer Theil unserer Literatur über das Jarenreich schwelgt, will dies Buch mit persönlichen Eindrücken und Erfahrungen Beiträge zur Kenntniß der russischen Volksseele liefern, wie sie sich in jüngster Zeit auf dem Gebiet der sozialen und politischen Kämpfe, der literarischen und künstlerischen Entwicklung offenbart hat. Wir sind in Westeuropa von dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges eben so sehr wie vom Verlauf der revolutionären Bewegung im Bereich der sarmatischen Ebene über-

rascht worden. Ich kenne Rußland, habe es nach allen Richtungen, bis zur Küste des Stillen Ozeans, bereist und durfte in meinem Buch „Auf der sibirischen Bahn nach China“ den baldigen Ausbruch der Feindseligkeiten zum Mindesten für sehr wahrscheinlich halten, während offiziell das Gegentheil behauptet wurde. Diese Stimmung klingt in dem neuen Buch bei der Betrachtung des russischen Rußlands, der Zustände im Fernen Osten und der russischen Flotte weiter; die „Weißen Nächte“ Petersburgs dienen als Motiv. Das Leben und Wirken des Komponisten Tschajkowskij zeigt sich als eben so interessantes wie räthselhaftes Problem, das psychologisch noch lange nicht erschöpft ist, während die Freundschaft mit Wereschtschagin mich in die Lage versetzte, diesem originellen Charakterkopf eine scharfe Beleuchtung auch als Mensch zu Theil werden zu lassen. Das moskauer Künstlerische Theater, dessen Leistungen in Berlin so viel Aufsehen machten, Maxim Gorkij, Anton Tschekow und Leonid Andrejew treten aus den Bestrebungen der jüngsten Generation hervor. Anton Rubinstein und Iwan Turgenjew werden in ganz persönlich gehaltenen Situationen geschildert. Von den früheren Literaturgrößen kommen Wassili Schukowkij, der Erzieher Alexanders des Zweiten, und D. W. Grigorowitsch, der Begründer der russischen Dorfgeschichte, zu ihrem Recht. Daneben findet man Einbrüche aus Petersburg, aus der Krim und dem Kaukasus. Die Charakteristik des Zaren Nikolaus des Zweiten berührt den eigentlichen tragischen Punkt in der neuesten Entwicklung Rußlands, die einen Peter den Großen oder eine Katharina verlangte und das Gegentheil von diesen Kraftnaturen auf dem Thron sah. Die humoristisch gehaltene Einleitung, die zwei volkstümliche Figuren aus dem klassischen Roman „Tarantass“ des Grafen Sollogub wieder aufleben läßt, weist auf die Schwankungen und Gegensätze hin, die unserem östlichen Nachbarreich bis zum Beginn geordneter Zustände vermuthlich noch längere Zeit beschieden sein dürften.

Eugen Zabel.



Dein Buch. Leipzig, Verlag von Kurt Wigand.

„Ich weiß jetzt, daß es Menschen giebt, die nie in der Wirklichkeit sich zu recht finden, deren Leben eine Jagd nach Unerreichbarem ist, deren einziges Streben nach unendlichen Weiten geht, in denen sie sich verlieren können. Eine Sehnsucht ist es, die solcher Menschen Seelen kraftlos herumirren läßt; und diese Sehnsucht schweigt erst, wenn die Seele wieder in ihre Heimath Einzug gehalten hat! . . .“ Das ist das Endergebniß der Frau, deren traumhaftes Suchen nach Glück ich in „Dein Buch“ schildern wollte. Die Männer glauben, Frauenseelen zu kennen, und meist sind sie es, die sich an die Schilderung komplizirter Frauencharaktere wagen. Aber sie sehen nur das Komplizirte und finden da, wo für sie das Räthsel anfängt, pathologische Momente. Die Frau kann weiter fühlen. Ist es doch immer ein Stück ihres eigenen Ich, das sie in einer anderen Frauenseele wiederfindet. Ich habe den Versuch gewagt, den geheimsten Regungen einer solchen komplizirten Frauenseele, die man so gern mit dem Ausdruck „überjenßel“ abthut, nachzuspüren, habe versucht, dieses Menschenkind so, wie es an mir vorübergegangen ist, in seiner „komplizirten Einfachheit“ zu schildern. Und ich wollte damit einen Typus zeichnen, der in so mancher Frau schlummert und den wir nur nicht zu erkennen in der Lage sind, da der graue Alltag und das eiserne Ruß ihn nicht zum Bewußtsein seiner selbst kommen läßt. „Dein Buch“ soll ein Versuch sein; ob er mir gelungen ist?

Granewald.



Orla Holm.

## Der Zinsfuß.

**D**aß Johannes Riquel die Wandlung unserer Zinsverhältnisse nicht mehr erlebt hat, ist schade. Was hätte dieser Finanzminister, der einst die Kera des dreiprozentigen Zinsfußes eröffnete, wohl zu der Schaffung eines  $4\frac{1}{2}$  prozentigen Pfandbrieftypus gesagt? Das Deutsche Reich, entfernt sich trotz seiner großartig entwickelten Wirtschaft, immer weiter von Riquels Zinsfuß; und nun hat sogar eine deutsche Hypothekbank für nötig gehalten,  $4\frac{1}{2}$  prozentige Obligationen auszugeben. Daß dieser Vorgang besprochen werden mußte, ist klar; ob der große Aufwand von ira und studium, den wir hinnehmen mußten, wirklich zu rechtfertigen ist, wird erst durch die Nachwirkung der Emission erwiesen werden. Da die im Umlauf befindlichen Pfandbriefe deutscher Institute seit Jahr und Tag erhebliche Kurseinbußen gebracht haben (man beziffert die Differenz mit 300 Millionen Mark auf nominal 9 Milliarden Obligationen gewiß nicht zu niedrig), ist die Furcht begreiflich, nach der Einführung höher verzinslicher Papiere könne das Kursniveau der  $3\frac{1}{2}$ - und 4 prozentigen Effekten noch niedriger werden. Der Betrag von 10 Millionen Mark, um den es sich bei der Deutschen Hypothekbank handelt, giebt zu ersten Befürchtungen, die bei einer größeren Emission berechtigt wären, freilich noch keinen starken Grund. Wie sich die Pfandbriefinstitute zu der Neuerung stellen werden, weiß man noch nicht. Sie haben die Frage, ob sie der Deutschen Hypothekbank folgen werden, ziemlich diplomatisch beantwortet; mit Recht: die Entscheidung hängt ja zunächst von der Entwicklung der Geldverhältnisse ab. Eine Hypothek, die heute  $4\frac{1}{2}$  Prozent bringt, würde, selbst bei einer Abschlußprovision von 1 bis 2 Prozent, keinen Gewinn ergeben, da die Vergütung nur einmal gewährt wird und die übrigen Jahre, in denen die Hypothek stehen bleibt, keine Zinsenüberschüsse brächten. Heute sind in Berlin Erste Hypotheken, die zur Anlage von Institutsgeldern geeignet sind, zum Satz von  $4\frac{3}{4}$  bis  $4\frac{1}{2}$  Prozent zu finden. Allerdings wird es sich da fürs Erste wohl nur um vereinzelte Objekte handeln; auch der Darlehensnehmer will natürlich die Gestalt der Geldverhältnisse abwarten, ehe er mit hohen Zinsen seinen Boden noch mehr belastet. Ich wies neulich schon darauf hin, daß eine Erhöhung der vom deutschen Grundbesitz jährlich aufzubringenden Hypothekenzinsen um ein halbes Prozent einen Mehraufwand von 200 Millionen Mark pro Jahr erfordern würde. Eine Aenderung des Zinsfußes im Immobiliargeschäft ist also keine Kleinigkeit. Der berliner Baumarkt ist in einen Zustand der Stagnation gerathen, der an sich, wie mir scheint, noch nicht schädlich zu sein braucht, sondern dazu dienen kann, daß unsichere Kantonisten der Spezie „Baunternehmer“ beseitigt und neue Elemente dieser Art dem Markt ferngehalten werden. Ein wirklicher Rückgang müßte im Interesse der in den berliner Terrainunternehmen stehenden Kapitalien mit allen erreichbaren Mitteln vermieden werden. Die guten Chancen, die das Wachstum Berlins der Grundstückspekulation bot, haben zu der bekannten Steigerung der Bodenpreise geführt. Die Terraingesellschaften sind daran nicht nur aktiv, sondern auch passiv beteiligt. Sie haben die Grundstücke zu dem von den Vorbesitzern „normirten“ Werth übernommen. Erst wenn ihnen gelingt, die Terrains als Bauplätze abzulassen, können sie die in dem Besitz ruhenden Gewinne realisiren. Jeder Aktionär trägt also das Risiko der hohen Grundstückspreise, bis die Bebauung der Parzellen die Möglichkeit rationeller Aus-

nung bietet. Wird sehr lange nicht gebaut, so sind die Verluste an Kapital und Zinsen beträchtlich. Unter solchen Umständen mußte man die Erklärung der Deutschen Hypothekbank, daß sie mit ihrem auffälligen Beschluß dem Baugeschäft auf die Beine helfen wollte, schon gelten lassen.

Im Allgemeinen ist für absolut einwandfreie Erste Hypotheken der Zinsfuß von  $4\frac{1}{2}$  Prozent so außergewöhnlich hoch, daß man annehmen muß, er werde nicht lange in Geltung bleiben. Wenn nun aber die Hypothekbanken, ohne zwingende Gründe, also ohne die Sicherheit, ausreichendes Material an Beleihungen zu  $4\frac{1}{2}$  Prozent und darüber zu finden, große Posten  $4\frac{1}{2}$ prozentiger Pfandbriefe ausgäben, so könnte ihnen passieren, daß sie nicht nur durch die Erhöhung der Zinslast ihre Einnahmen schmälern, sondern auch (weil die niedriger verzinslichen Obligationen zurückströmen) mehr oder minder große Einbußen an ihrer Liquidität erleiden. Daß eine Anspannung der vorhandenen Mittel jetzt schon die Notwendigkeit ergebe, neue Pfandbriefe à tout prix zu schaffen, wird von den meisten Hypothekbanken einstweilen bestritten. Bleibt noch die Frage, ob, angesichts der stark gesunkenen Kurse der 4prozentigen Obligationen, ein  $4\frac{1}{2}$ prozentiges Papier dem Publikum so große Annehmlichkeiten bietet, daß es einen Anreiz zum Austausch der niedriger verzinsten gegen die höher verzinslichen Pfandbriefe darin fände. Für eine  $4\frac{1}{2}$ prozentige Schuldverschreibung der Deutschen Hypothekbank hat man 1010 Mark zu zahlen und bekommt nach fünf Jahren 1000 Mark dafür wieder. Das ergibt also einen Verlust von 2 Mark jährlich oder eine Verkürzung der auf je 1000 Mark nominal entfallenden Jahreszinsen von 45 auf 43 Mark gleich  $4\frac{1}{3}$  (statt  $4\frac{1}{2}$ ) Prozent. Ein vierprozentiger Pfandbrief, der heute 98 steht und die ziemlich sichere Aussicht hat, mindestens wieder den Parikurs zu erreichen, giebt  $4\frac{1}{3}$  Prozent. Das ist also kein Unterschied, der zu Gunsten  $4\frac{1}{2}$ prozentiger Papiere spräche. Diese Erkenntnis ist wichtig; sie wird das Entsetzen vor der neuen Zinsfußspera und ihren möglichen Begleiterscheinungen mindern. Die Thatfache, daß nur die neuen Käuferhöchsten, nicht aber auch die Besitzer der älteren Anleihen im günstigsten Fall auf eine vorteilhafte Rente aus hoch verzinslichen Anlagepapieren rechnen dürfen, sollte das Publikum abhalten, neue Werthe gegen die alten auszutauschen. Die  $3\frac{1}{2}$ prozentige Reichsanleihe hat seit Jahresfrist 9, die 3prozentige 7 Prozent verloren. Wer die Papiere mit 101,50 oder 89,50 gekauft hat, verliert heute, wenn er verkauft, 90 oder 70 Mark am Stück von nominal 1000 Mark. Kauft er sich dann einen  $4\frac{1}{2}$ prozentigen Hypothekenspfandbrief, so muß er, wenn er  $3\frac{1}{2}$ prozentige Reichsanleihe hergiebt, rund 90 Mark, nicht so viel, wie er verloren hat, zulegen, um auf 1000 Mark 10 Mark mehr Zinsen im Jahr zu bekommen. In achtzehn Jahren erst würde er also das durch den vorzeitigen Verkauf und Austausch seines  $3\frac{1}{2}$ prozentigen Papiers Verlorene hereingebracht haben. Dieses Beispiel lehrt, daß unter den heutigen Verhältnissen ein Austausch scheinbar besser verzinsten gegen schlechter verzinsliche Effekten seine Bedenken hat. Verzinsung ist nicht Rentabilität; die Rente der im Kurs zurückgegangenen 3- bis 4prozentigen Papiere ist natürlich nicht schlechter, sondern besser geworden. Die dreiprozentige Reichsanleihe giebt bei einem Kurs von 90 eine Rente von  $3\frac{1}{2}$  und bei 83 eine von  $3\frac{3}{4}$  Prozent; bei der  $3\frac{1}{2}$ prozentigen Anleihe giebt der Parikurs eine Rente von  $3\frac{1}{2}$  Prozent, der heutige Preis von 98 mehr als  $3\frac{3}{4}$  Prozent. Dazu kommt, wie schon gesagt, noch die Kurschance; denn das durch einen späteren Verkauf zu höherem Kurs gewonnene Kapital muß dem Erträgniß zugeschlagen werden. Mit offenem Auge sieht man, daß der



heutige Kurs der deutschen Anlagewerthe den kaufkräftigen mindestens eben so sehr zeigen muß wie der verführerisch glänzende Rekordzinsfuß von  $4\frac{1}{2}$  Prozent.

Die Stadtgemeinden haben keinen Grund, sich zur Wahl des Ausnahmestypus verleiten zu lassen. Eberfeld, hieß es, habe für alle Fälle sich die Möglichkeit gesichert, neuen Kapitalbedarf durch Ausgabe einer  $4\frac{1}{2}$ prozentigen Anleihe zu decken. Nur für alle Fälle, sagte man, um das Staunen zu beschwichtigen; nur um fürs Aergste gerüstet zu sein. Wenn wir wirklich  $4\frac{1}{2}$ prozentige Stadtanleihen bekämen, wären die Kommunen selbst daran schuld. Sie haben in diesem Jahr den Geldmarkt allzu sehr in Anspruch genommen. Entweder hat manche Stadtgemeinde früher nicht richtig disponirt und Nothwendiges zu lange zurückgestellt oder sie sorgt jetzt für Bedürfnisse, deren Befriedigung bis in eine Zeit besserer Geldmarktverhältnisse hinausgeschoben werden könnte. Kaum ein Tag vergeht ohne die Ankündigung einer neuen Stadtanleihe. Kein Wunder, daß die Banken bei ihren Submissionsgeboten immer kühner werden und sich schon nicht mehr scheuen, für ein 4prozentiges Papier einen Uebnahmepreis von 97 zu bieten. Das ist in der letzten Zeit mehrmals vorgekommen. Im Februar 1906 erhielt Berlin für eine  $3\frac{1}{4}$ prozentige Anleihe noch  $99\frac{1}{4}$  Prozent; heute bieten Finanzkonsortien für ein 4prozentiges Papier  $2\frac{1}{4}$  Prozent weniger. Die Banken denken sich: „Außergewöhnliche Zeiten rechtfertigen außergewöhnliche Preise“. Und die Stadtgemeinden lassen sich nicht abhalten, immer neue Offerten einzufordern. Während des ganzen Jahres 1906 sind für 250 Millionen Mark Kommunalanleihen auf den Markt gebracht worden; im ersten Halbjahr 1907 sind bereits 300 Millionen, und wenn Alles noch in diesem Jahr realisiert wird, was schon genehmigt ist, so wird das Jahr mit einem Gesamtergebniß von mehr als einer halben Milliarde an neuen Stadtanleihen abschließen. Der Nominalbetrag der im ersten Halbjahr 1907 emittirten Industriepapiere ging nicht über 146 Millionen hinaus; wir bekamen aber für 150 Millionen neue Hypothekenspandbriefe. Mit solchen Ansprüchen kommen die Städte in einer Zeit, wo der Durchschnittsdiskont der Reichsbank nicht weit von 6, der Privatwechselfußfuß auf 5 Prozent angelangt war. Da den städtischen Sparkassen durch die niedrige Verzinsung der Einlagen (die berliner Sparkasse zahlt auch heute noch nicht mehr als 3 Prozent) neuerdings viel Geld entzogen wird, verlieren die Kommunal финанzen auf der einen Seite, was sie auf der anderen Seite aus dem Erlöb ihrer Anleihen gewinnen. Durch den schlechten Preis, den sie dafür von den Uebnahmeconsortien erhalten, und durch die hohe Verzinsung wird allerdings die Deckung des Einnahmeausfalles bei den Sparkassen vereitelt. Ob die Erhöhung des Sparkassenzinsfußes zu empfehlen wäre, ist zweifelhaft. Die städtischen Sparkassen sollen und wollen mit den Banken nicht konkurriren; und da sie an ihrem Besitz deutscher Anleihen jetzt große Kursverluste erleiden, werden sie kaum Lust haben, ihre Zinsfußpolitik zu ändern.

Viele kleine Sparer, die sonst nur voll schwer Ehrfurcht an den Bankpalästen vorübergingen, wollen ihr der Sparkasse gekündigtes Kapital für die kommenden Jahre der Depositenkasse einer Bank anvertrauen. Durch diesen Zuzug aus den Kreisen des kleinen Publikums wächst natürlich die Verantwortung der Banken. Sie müssen sich unter allen Umständen möglichst liquid halten und dürfen die Kreditgewährung nicht so weit treiben, daß sie selbst in eine Geldklemme gerathen könnten. Die berliner Großbanken hatten, nach der letzten Bilanz, zusammen mehr als 1200 Millionen Mark Depositengelder; ungefähr 170 Millionen mehr als im vorigen Jahr. Im nächsten

Jahr wird das Plus vermuthlich größer sein: das aus den Sparkassen geholte Geld kommt hinzu und der Zusammenbruch kleiner Häuser sichert den Banken neue Kunden. Wachsen die Depositengelder, so wächst aber auch die Sorge um ihre Verzinsung. Heute zählen die größten Banken für täglich kündbares Geld 3½ Prozent. Die wollen verdient sein. Das Diskontiren von Wechseln bringt jetzt „nur“ noch 4½ Prozent, würde also allein knapp Zinsen und Verwaltungspfesen decken. Das Lombardgeschäft dagegen wirft 6½ Prozent ab; damit läßt sich eher behaglich auskommen. Ist hört man, es sei ungerath, daß die Banken von Kunden, mit denen sie in Kontokorrentverkehr stehen, 3 Prozent mehr Zinsen verlangen, als sie ihnen selbst geben. Ist der Vorwurf berechtigt? Nicht ganz. Wenn der Kunde Geld von der Bank braucht, ist er gewöhnlich in einer anderen Situation als die Bank, die sein Geld als Einlage nimmt; und eine Aktiengesellschaft wird sich freiwillig niemals mit dem kleinsten Nutzen begnügen. Daß der Lombardzinsfuß der Reichsbank fürs Erste festgehalten wird, läßt sich also rechtfertigen; auch bleibt den lombardirenden Banken ja stets das Risiko, die verpfändeten Werthpapiere behalten zu müssen. Ist kaufen Leute, die ein Bankkonto auf Grund einer baren Einlage haben, Effekten, deren Anschaffungswerth weit über den eingezahlten Betrag hinausgeht. Die Bank muß also auf einen Theil der Werthpapiere Voranschuß leisten. Gehen nun die Kurse zurück, so wird der Kunde ersucht, die beliebigen Effekten abzunehmen; kann er's nicht, so muß die Bank die Papiere, die nur mit erheblichem Verlust zu verkaufen wären, behalten. Das könnte gefährlich werden, wenn es in allzu großem Umfang geschähe. Doch die Leiter unserer Banken sind zu vorsichtige Leute, als daß sie diese Voranschußgeschäfte zu weit ausdehnen könnten. Jetzt hätten sie sich besonders vor über den Herbst hinaus reichenden Abmachungen; denn zu diesem Termin wollen sie möglichst liquid sein. Um dieses Ziel zu erreichen, werden sie selbst zur Verpfändung von Werthpapieren gezwungen sein und so einen Theil ihrer eignen Zinsgewinne wieder einbüßen. Der starke Kursrückgang der deutschen Anleihen und der Verzicht auf große Emissionen: noch zwei Umstände, die für den Gesamttertrag des Bankgeschäftes von Bedeutung sind.

Ob der Zinsfuß, wie man hofft, im Herbst niedriger wird, ist noch ungewiß. „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt“; die Gestaltung der Geldverhältnisse hängt also auch vom Ausfall der Ernte ab. Die Landwirtschaft ist nicht nur als zahlungsfähige Käuferin der Industrie gerade jetzt sehr willkommen, sondern spielt auch auf den Effektenmärkten eine Rolle. Besonders für den Absatz der Hypothekensphandbriefe ist die ländliche Kundschaft sehr wichtig. Wird die Ernte so gut, wie man vielfach annimmt, dann ist, vom Hypothekensmarkt aus, auch eine Wirkung auf die Zinsverhältnisse zu erwarten. Aus Amerika kommen noch immer nicht die ersehnten Heilsbotschaften. In der vorigen Woche sah es, nach dem Ironmonger, auf dem Eisenmarkt recht übel aus. Und Aller Augen warten bei uns ja nun einmal auf den Segen von drüben. Kommt er? In den Vereinigten Staaten ist der Geldbedarf der Eisenbahnen nicht kleiner geworden; aber der Erfolg der Emissionen ihrer Papiere läßt nach, wie das Flakko der Union Pacific gezeigt hat. Noch ist Amerika Goldgeber; doch tauchen die üblichen Finanztratten von drüben nach und nach schon wieder auf und bald wird man abermals von der „Gefahr des Goldexportes nach Amerika“ reden. Eine Herabsetzung des Reichsbankdiskonts, auf die einstweilen kaum zu hoffen ist, könnte nach Alledem nur die Bedeutung eines Meteoriten haben. *Sadon.*

Kupferberg Gold,  
in deinen Flaschen  
schlummert verborgen  
sprühendes Leben,  
funkelnder Geist!



## Berliner-Theater-Anzeigen

### Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Sonnabend, den 3. August:

#### Wieder-Eröffnung. Premiere von „Madame Wig-Wag“.

Operetten-Burleske von Anton und Donat Herrfeld. Musik von L. Hal.

Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

#### Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 8 Bildern von Julius Freund.  
Musik von Victor Hal aendler.

Bender.  
Joseph.

Hella Frankhe  
Georg Kaiser  
Phlla Wolff.

### Kleines Theater.

Geschlossen bis 7. August.  
Donnerstag, d. 8. Aug. u. folg. Tage, Abds. 8 U.

#### Vater und Sohn

Lustspiel von Gustav Eesmann.  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

**Cabaret Unter den Linden 22.**  
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.  
**Eliteprogramm** Schlager auf Schlager.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

	<h2 style="margin: 0;">MANNHEIM 1907</h2> <p style="margin: 0;">INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE GARTENBAU-AUSSTELLUNG</p>	
1. MAI	<p style="margin: 0;">PROTEKTOR: S. M. HOHEIT GROSSHERZOG FRIEDRICH VON BADEN.</p>	20. OKT.

## Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen,  
Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u.  
Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

# Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.

**Für Magen-, Darm-, Zucker-, Gichtkranke,  
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Deders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borsig 9

## Dr. Ziegelroth's

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung  
Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C  
für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sanatoriums.  
Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannseebahn.


**Berliner-Theater-Anzeigen**

**Neues Schauspielhaus**

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 2., Sonnabend, den 3., Sonntag, den 4. und Montag, den 5/8.

Ensemblegastspiel unter  
Leitung von Harry Walden.
**Raffles**  
(Sommerpreise).

**Restaurant u. Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. \* Künstler Doppel-Konzerte.

**Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907**

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —


**Photo-Apparate!**

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir Jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photogr. Apparate unbedingt

**v o r e i l i g .**

Union-Cameras werden nur mit Anastigmaten von Goerz und Meyer ausgerüstet. Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

**Stöckig & Co.**

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Böh.

 Goerz Triöder-Binocles  
 Französische Ferngläser  
 Vergrößerungs-Apparate  
 gegen bequeme Monatsraten.

# OPEL

Rüsselsheim a. M.  
Nähmaschinen  
Fahrräder  
Motorwagen

Sanatorium f. Magen-, Darm-  
Leberleidende u.

## Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer  
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 a.



**Liebhaver**

eines  
zarten reifen Gesichts mit  
rosigen jugendlichen Ansichten,  
weicher samtweicher Haut und blendend  
schönem Teint, gebrauchen die allein echte

**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**

von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**  
Schutzmarke Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig.

### Ermahnung.

Gebt Euren Mädchen und den Buben  
nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben**.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. GJ. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.



Wer Abstinenzler nicht mag sein  
Der trinke **Poetko's Apfelwein**.

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. **Poetko's Apfelsaft** und **Poetko's Beerenweine** marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

**Ferd. Poetko, Guben 18.** Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

## Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

**Eheschliessung in England!**

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Ratgeber für Reflekt. 1,30 M. durch alle Buchhandlungen. Brock & Co., 20, Queenstr., London, E. C.

**„Observer“** Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4, liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenblätter aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

**Zeitungsausschnitte**

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

**Herbst-, Obst- u. Traubenkuren****Oberwaid**

b. St. Gallen (Schweiz)

**Sanatorium ob. d. Bodensee,**  
auch zur Erholung u. Nachkur, Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospektetref.

**Niederlausitzer Kohlenwerke.**

Bilanz-Conto pro 31. März 1907.

Aktiva.		„	„
Betrieb Grube Victoria, Gr.-Rätschen		6767900	—
Betrieb Zschipkau		4 022290	—
Betrieb Fürstenberg a. O.		1610100	—
Betrieb Pulzberg		400000	—
Betrieb Hürtitz		471100	—
Betrieb Costebrau		+06200	—
Speditionsbetr. Fürstenberg a. O.		110700	—
Kohlenfelder- und Matungen-Erwerbs-Conto		218273	51
Bureau-Inventar-Conto d. Centrale		1	—
Kassa-Conto		59890	60
Wechsel-Conto		14857	01
Conto-Corrent-Conto		1451657	51
Bestände-Conto		198895	56
Aktiv-Hypotheken-Conto		54030	—
Kautions-Conto		24945	90
Versicherungs-Prämien-Conto		14569	83
		16014672	08

Passiva.		„	„
Aktien-Kapital-Conto		6000000	—
Obligationen-Conto		6000000	—
Obligationen-Tilgungs-Conto		6000	—
Reservefonds-Conto		800000	—
Kupons-Einlösungs-Conto I		345	—
Kupons-Einlösungs-Conto II		61773	75
Dividenden-Conto		4 40	—
Conto-Corrent-Conto		2539635	13
Gewinn- und Verlust-Conto		756418	20
		16014672	08

Die auf 10% festgesetzte Dividende verlangt sofort in Berlin bei der Gesellschaftskasse und dem Bankhause Carl Neuburger zur Auszahlung.

Berlin, den 24. Juli 1907.

Der Vorstand.

**Nervenschwäche** der Männer

Ausdrückliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

**Elektrische Kuren**

v. I. G. Brockmann, Dresden, Moszinskyst. 6.  
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

**Schockethal**

u. Cassel, Sever. Kanal. L. 10/11, Hofu. Gr. Erbg. Entschendeloge. Preis. Tel. 1514/1 Cassel. Dr. Schaumtöffel.

**Floegel's****Geschichte d. Grotesk-Komischen**

aller Zeiten u. Völker 5. Aufl. 476 Seit. m. 41 zumest farbige. interess. Tafeln. 9 M. geb. 12 M.

**Das Geschlechtsleben in England**

m. bes. Bez. auf London. Von Dr. Eug. Dühran 3 Bde. 30 M. Geb. M. 34,50. Einz. käuflich:

I. Ehe u. Prostitution } 2 10 M.

II. Die Flagellomanie } Gebund. 11 1/2 M.

III. Die Homosexualität } und andere Perversitäten.

**Die sexuelle Ophresologie**

d. Beziehgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche zur menschl. Geschlechtsstätigkeit.

Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 05. M. 7. Geb. 8 M.

Ausführ. Prospekte üb. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke grat. franco.

H. Borsdorf, Berlin W 30 Landshuterstr. 2.

**Weck's Frischhaltung**

und  
sonst nichts  
und  
weiter nichts  
und  
drüber nichts

drum  
**Keche auf Vorrat**

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oefdingen, A. Säcking (Baden)**  
Man verlange nur

**Weck's Originalfabrikate**

Überall Verkaufsstellen.

**Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein**Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft  
**Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.****Haftpflicht-,****Unfall- und****Lebens-Versicherung.**Gesamtversicherungszustand: 7.0000 Versicherungen.  
Zugang monatlich 6000 Mitglieder.  
Prospekte und Versicherungsbedingungen,  
sowie Antragsformulare kostenfrei.  
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.Vertreter  
überall gesucht.**Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium**für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

**Meiningen**

Sanatorium für Nervenkrankte und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip gebildet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren, Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

**Apostata**von **Maximilian Harden.**7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.  
**Inhalt vom I. Band:** Phrasen. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Ojps. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicola und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?**Inhalt vom II. Band:** Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Theban. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2<sup>e</sup>. — Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.Jeder Band 8<sup>r</sup>. 14 Bogen elegant broschiert.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:  
**Harmoniums** mit wundervollem  
Orgelton. Katalog gratis.  
**Aloys Maier**, Hoflieferant, Fulda.Illustrierte Prospekte auch über den  
② neuen Spielapparat „Harmonista“, ②  
mit dem Jedermann ohne Notenkennt-  
nisse sof. 4st. Harmonium spielen kann.Niemand kaufe  
wieder**Spielwaren**ohne nach den letzten Neuheiten von  
**Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.**  
gefragt zu haben. In allen besseren Spiel-  
waren-Geschäften erhältlich.**Verfasser**von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten  
wir, zwecks Unterbreitung eines vorerhaltenen  
Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer  
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-  
bindung zu setzen.15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**Schriftsteller**Bekannter Verlag über. litter.  
Werke aller Art. Tragt teils die  
Kosten. Accus. günst. Beding.  
Off. unt. J. 205. an Hassen-  
stein & Vogler A.-G., Leipzig**Stroop**vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin unter  
Nr. 86551 gesetzlich geschützt.**Krebs-, Magen- und Leberleidende**  
und alle, die sich für Blutreinigung  
interessieren, erhalten Prospekt umsonst  
durch **A. Stroop**, Neuenkirchen Nr. 1  
Kreis Wiedenbrück, Westf.**Teppiche**Frachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis  
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-  
stoffe, Steppdecken etc.  
billigst **Spezialhaus** Berlin 158  
im Oranienstr.  
**Katalog** (600 Illstr.)  
grat u. fr. **Emil Lefèvre.**



# SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft Gegründet 1852

**Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.**

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadgespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

**Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.**

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: **Bahnenbank Berlin bezw. Essenruhr.**

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner  
und an den auswärtigen Börsen gehan-  
delten Effektenwerte.**

**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in  
Aktien und Obligationen ohne offizielle  
Börsennotiz und in Anteilen von Gesell-  
schaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotpreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den massgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von amtlich nicht notierten Werken und Anteilen von G. m. b. H. im Berliner Börsencourier, in der Berliner Börsenzeitung, dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.

## Heute Eröffnung!

### Hotel und Café

# Dorotheenhof

### Weingrosshandlung

Direktion: **Richard Zernik**

**Berlin NW.7, Dorotheenstrasse No. 22  
und Eingang Georgenstrasse No. 24,  
neben dem Wintergarten.**

Täglich: Nachmittags und Abends

## Gr. Künstler-Concert.

**MORPHIUM** schmerzmittel, ohne besorgnis und ohne jede Entziehungserrscheinung. (Ohne Spritze.)  
**Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.**  
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

## Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.  
 Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.  
 Arbeits- und Beschäftigungskuren. **Dr. J. Marcinowski.**

VERZEICHNISSE KOSTENLOS

# GRIEBENS REISEFÜHRER

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

VERLAG von ALBERT GOLDSCHMIDT - BERLIN W 4

*Wenn Sie  
 angestrengt  
 arbeiten,*

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst vom Hersteller Dr. DOLMAR KLOPFER, Dresden-Leubnitz.  
 Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. . . . . Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

## BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie  
**Von Hamburg nach den Nordseebädern**

Cuxhaven  
 Helgoland  
 Westerland a. Sylt  
 Amrum, Wyk a. För  
 v. 29. April bis  
 30. September



Rorderney,  
 Borkum, Juist  
 und Langeoog  
 v. 16. Juni bis  
 15. September

fahren der neue Turbinen-  
 Schnelldampfer  
**„Kaiser“**

die bewährten Schnelldampfer  
 „Cobra“, „Prinzessin Heinrich“,  
 „Silvana“.

Abfahrt St. Pauli Landungsbrücke. Werktags 8<sup>00</sup> Vm. Sonntags 7<sup>30</sup> Vm

Fahrpläne und Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg IX,  
 Fahrkarten bei dem dessen Agenten u. den grösseren Eisenbahnstationen.

**Dr. Möller's Sanatorium**  
 Dresch. Str. Dresden-Loschwitz. Prosp. 12.  
 Diätet. Kuren nach Schroth.

**Herz Stiefel**

berühmt durch Schönheit

in den Herz Stiefeln ist die Eleganz vorzügliche Passform.

Eintrag von der FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G. Otto Herz & Co.

Im herrlichen Zackental!  
**„Sanatorium Zackental“**  
 (Camphausen)

Fahrlinie: Warmbrunn—Schreibberbau.  
 Fernsprecher 27.  
 oberhalb

**Petersdorf im Riesengebirge**  
 (Bahnhofstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-  
 rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,  
 Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugnissen der Neuzeit  
 eingerichtet. Windgeschützte, nebel-  
 freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe  
 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres  
 Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder  
 Administration in Berlin N.W.,  
 Mückersstr. 118.

# Henkell Trocken

die führende Marke bei allen Gelegenheiten,  
die einzige bei feierlichsten Gelegenheiten!

## Kieler Woche 1907.

Bei dem in Gegenwart Sr. Majestät des Deutschen Kaisers zu Kiel veranstalteten großen Fest-Diner wurde während des ganzen Mahles als einziger Champagner unser „Henkell Trocken“ serviert.

## Johanniter-Fest 1907.

Desgleichen war wie in früheren Jahren auch auf dem diesjährigen Johanniter-Fest in Sonnenburg unser „Henkell Trocken“ der einzige Champagner, der gereicht wurde.

**HENKELL & Co.**

Gegr. 1832.